

Wolfram Knorr über die geniale Superhelden-Ballade «Logan»

# DIE WELTWOCHEN

Nummer 11 – 16. März 2017 – 85. Jahrgang – Fr. 8.50 (inkl. MwSt.) – Euro 6.90

**Theater**  
Deutsche Einfalt  
auf Schweizer Bühnen

## FAIRNESS FÜR ERDOGAN

Staatschef am Pranger

**GELD**  
Wie Brüssel  
die Schweiz über  
den Tisch zieht

**BIOGRAFIEN**  
Milliardär  
Urs E. Schwarzenbach

**GLAMOUR**  
Das Traumpaar:  
Gisele Bündchen  
und Tom Brady

**SCHWEDEN**  
Wolfgang Koydl über  
Europas Pulverfass



4 194407 006904

# NEW LEON CUPRA. 300 PS / DSG / 4x4

**JETZT MITMACHEN:  
SEAT.CH/YDCHALLENGE**

AUTOSCOOUT24 YOUNG  
**DRIVER**  
*Challenge*  
SEAT



AUTO  
SCOUT 24



164 g CO<sub>2</sub>/km (134 g Ø Neuwagen), Energieeffizienz-Kategorie: G.

TECHNOLOGY TO ENJOY

## NIMM DIE HERAUSFORDERUNG AN.

- / VOLL-LED-SCHEINWERFER
- / ADAPTIVE FAHRWERKSREGELUNG DCC
- / CUPRA SCHALENSITZE (ALCANTARA)



Auftrittsverbote, Nazi-Vergleiche, diplomatische Eiszeit: Das Verhältnis zwischen Europa und der Türkei ist auf den tiefsten Punkt seit Jahren gesunken. Hintergrund des Zerwürfnisses ist das anstehende Referendum in der Türkei. Präsident Erdogan ruft sein Volk auf, am 16. April die Verfassung zu reformieren, die den Präsidenten mit einer neuen Machtfülle ausstatten würde. Der Europarat warnt vor einem «Ein-Mann-Regime». Doch Millionen von Türken wünschen sich einen «starken Anführer». Steuern wir, befeuert von uralten Ressentiments, auf einen Zusammenprall zu? Hatte Rudyard Kipling recht, als er dichtete: «Osten bleibt Ost und Westen bleibt West – sich einen, das werden sie nicht»? Die *Weltwoche* gibt Kritikern Erdogans ebenso das Wort wie einem seiner populärsten Verteidiger. Das vorläufige Fazit lautet ebenso banal wie unumgänglich: Akzeptieren wir die Andersartigkeit des Anderen. **Seite 5, 16–27**



**Teurer Ärger:** Urs E. Schwarzenbach.

Wenn «Dolder Grand»-Besitzer Urs E. Schwarzenbach zu Spässen aufgelegt ist, fragt er gerne: «Wie verliert ein Mann sein Geld?» Seine Antwort: «Schnelle Frauen und langsame Pferde.» Er selber ist in beiderlei Hinsicht unverdächtig: Seit mehr als dreissig Jahren mit derselben Frau verheiratet, schlagen sich auch Schwarzenbachs Pferde an einschlägigen Rennen ganz gut. Der bis vor kurzem in England residierende Milliardär nun macht momentan die Erfahrung, dass einen auch Ärger mit den Steuer- und Zollbehörden teuer zu stehen kommen kann: Vor einer Woche fuhr die Zollfahndung im «Dolder» ein und be-

schlagnahmte dreissig Kunstwerke. Und plötzlich ist er dort, wo er nie stehen wollte: im Rampenlicht in der Öffentlichkeit. **Seite 30**



**Von Deutschen umzingelt:** Marc Jongen.

Letzte Woche wurde im Zürcher Theaterhaus Gessnerallee eine Podiumsdiskussion mit einem AfD-Mann nach heftigem Widerstand von linken Künstlern abgesagt. Die Situation war eigenartig: Die Mehrheit der Protestierenden waren Deutsche, ebenso die Initianten des Podiums und der umstrittene Podiumsteilnehmer Marc Jongen selbst. Es handelte sich sozusagen um einen rein innerdeutschen Konflikt. Kulturredaktor Rico Bandle fand: Wenn die Gessnerallee schon zu wenig standhaft ist, um eine solche Veranstaltung durchzuführen, so wäre es eben an einem anderen Theater, im Namen der Meinungsfreiheit einzuspringen. Bei seinen Anfragen musste er feststellen: An den Schalthebeln der Schweizer Theater sitzen mehrheitlich Deutsche. **Seite 34 und 54**

Schweden mag zwar Probleme mit Sexualdelikten von Migranten haben, gleichwohl hält man an der Gleichstellung der Geschlechter fest – bis hin zur Ungleichbehandlung des schwachen Geschlechts, der Männer. Die Folgen erstrecken sich auf elementarste Bedürfnisse, wie *Weltwoche*-Reporter Wolfgang Koydl in Stockholm feststellen musste, als er sich in einer langen Schlange von Damen vor einer Toilette wiederfand. Getrennte WCs sind weitgehend abgeschafft worden. Besorgte Frauen können beruhigt sein. Männer sitzen. Immer. **Seite 42**

*Ihre Weltwoche*

**Impressum**

**Herausgeberin:** Weltwoche Verlags AG, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich  
Die Weltwoche erscheint donnerstags  
**Redaktion:** Telefon 043 444 57 00, Fax 043 444 56 69, E-Mail-Adressen: vorname.name@weltwoche.ch, leserbriefe@weltwoche.ch  
**Verlag:** Tel. 043 444 57 00, Fax 043 444 56 07, E-Mail: verlag@weltwoche.ch  
**Internet:** www.weltwoche.ch  
**Abo-Service:** Tel. 043 444 57 01, Fax 043 444 50 91 E-Mail: kundenservice@weltwoche.ch  
Jahresabonnement Inland Fr. 310.– (inkl. MwSt.)  
Schnupperabonnement Inland Fr. 38.– (inkl. MwSt.)  
Weitere Angebote für In- und Ausland unter www.weltwoche.ch/abo

**Gründer:** Karl von Schumacher (1894–1957)  
**Verleger und Chefredaktor:** Roger Köppel  
**Chefredaktion:** Philipp Gut (Stv.), Beat Gygi (*Wirtschaft*), René Zeller (*Bundespolitik*)  
**Produktionschef:** Lukas Egli

**Redaktion:**  
Rico Bandle (*Leitung Kultur*), Alex Baur, Urs Gehrig (*Leitung Ausland*), Wolfgang Koydl, Hubert Mooser, Christoph Mörgeli, Alex Reichmuth, Markus Schär, Claudia Schumacher, Florian Schwab

**Redaktionelle Mitarbeiter:**  
Miroslav Barták, Peter Bodenmann, Silvio Borner, Henryk M. Broder, Peter Hartmann, Pierre Heumann, Peter Holenstein, Mark van Huisseling, Hansrudolf Kamer, Peter Keller, Wolfram Knorr, Christoph Landolt, Franziska K. Müller, Matthias Matussek, Daniela Niederberger, Kurt Pelda, Linus Reichlin, Peter Ruch, Peter Rüedi, Kurt Schiltknecht, Beatrice Schlag (*Los Angeles*), Thilo Sarrazin, David Schnapp, Hildegard Schwanager, Sacha Verna (*New York*), Max Wey, Sami Yousafzai (*Pakistan/Afghanistan*), Kurt W. Zimmermann  
**Produktion:** Benjamin Bögli, Roy Spring  
**Layout:** Daniel Eggspühler (*Art-Director*), Silvia Ramsay  
**Bildredaktion:** Martin Kappler, Larissa Weber (*Assistentin*)  
**Korrektur:** Cornelia Bernegger (*Leitung*), Viola Antunovits, Renate Brunner, Nadia Ghidoli, Rita Kempter, Sandra Noser, Oliver Schmuki, Dieter Zwicky  
**Sekretariat:** Sabine Mähner (*Leitung*), Inga-Maj Hojaj-Huber

**Verlagsgeschäftsführer:** Guido Bertuzzi  
**Anzeigenverkauf:** Sandro Gianini (*Leitung*), Gabriel Lotti, Brita Vassalli  
**Anzeigeninnendienst:** Samuel Hofmann (*Leitung*)  
Tel. 043 444 57 02, Fax 043 444 56 07  
**E-Mail:** anzeigenid@weltwoche.ch  
**Digital-Marketing:** Bich-Tien Köppel (*Leitung*)  
**Online-Vermarktung:** Adextra  
**Tarife und Buchungen:** info@adextra.ch  
**Druck:** Print Media Corporation, PMC, Oetwil am See

*Die Wiedergabe von Artikeln und Bildern, auch auszugsweise oder in Ausschnitten, ist nur mit ausdrücklicher Genehmigung der Redaktion gestattet.  
Für unverlangt eingesandte Manuskripte und Fotos wird keine Haftung übernommen.*

Der *Weltwoche*-Inhalt ist gedruckt auf Recyclingpapier, das aus 100 % Altpapier hergestellt wird. Es schont Ressourcen, Energie und somit die Umwelt.

# BURAIN<sup>2</sup>

RÜSCHLIKON



**An feinsten Adresse in Rüslikon, am Burain 2/ Im Siefädeli 10, erstellen wir ein einzigartiges Mehrfamilienhaus mit Seesicht.**



#### **Das Bijou von Rüslikon**

- 3.5- 4.5-Zimmer-Eigentumswohnungen (nur noch 3 Wohnungen im Angebot)
- Exklusive und hochwertige Ausstattung
- Traumhafte Aussicht auf See und Berge
- Ruhige Lage
- Öffentliche Verkehrsmittel in 2 Minuten erreichbar

#### **Bauherr/Verkauf/Kontakt**

Meili Unternehmungen  
Seestrasse 99a, CH-8702 Zollikon  
Irmgard.Planzer@meili-unternehmungen.ch  
Telefon 044 396 99 79

**[www.burain2.ch](http://www.burain2.ch)**

**meili**unternehmungen  
Wir setzen Akzente.



# Erdogans Türkei

Achtung, dies ist ein Beitrag zur Überwindung antitürkischer Vorurteile.

Von Roger Köppel

Und wieder toben die antitürkischen Vorurteile, der ganze rassistische Urschleim an abgelagerten Feindbildern, die seit Jahrhunderten unsere Sicht verkleistern.

Ich selber werde seit meiner Kindheit antitürkisch eingelullt. Es begann mit Comics und Zeichentrickfilmen, wo als beliebter Bösewicht oft der fies fletschende Türke seine Opfer am liebsten von hinten erdolchte.

Später schaute ich wie fast alle Freunde meiner Generation schauernd «Midnight Express», diesen angeblich auf Tatsachen be-



Verfassungsbruch: Nationalrat Fluri (FDP).

ruhenden Hollywoodschocker über einen sympathischen amerikanischen Tramper, der in einem türkischen Gefängnis landet und dort vom fetten, grinsenden Direktor mehrmals vergewaltigt wird.

Erst kürzlich lud ich auf meinem iPad den grossartigen Klassiker «Lawrence of Arabia» mit Peter O'Toole herunter. Es ist ein fantastischer Film über eine der faszinierendsten und zwiespältigsten Figuren des 20. Jahrhunderts.

Auffällig auch hier: Der sadistisch veranlagte Primitivtürke und Gefängnischef schändet den sympathischen Titelhelden höchstpersönlich.

Keine Missverständnisse: Ich will nicht sagen, dass die Türken Engel waren oder in ihrer Eigenschaft als Eroberer und Verwalter eines Riesenreichs über drei Kontinente keine fürchterlichen Verbrechen begangen hätten wie andere Reichsgründer und Eroberer.

Auch bin ich überzeugt, dass unter den türkischen Militärherrschern des letzten Jahrhunderts haarsträubende Untaten passierten. Wie in allen Diktaturen weltweit, wo machtgerige Verbrecher oder schwierige innenpolitische Verhältnisse den Durchbruch zur Demokratie verhindern.

Mein Punkt allerdings ist, dass unsere Sicht auf die Türken notwendig einseitig, unfair und vorurteilsbeladen ist.

Wir sind wie selbstverständlich dauerberieselt, alltagskulturell imprägniert durch türkenfeindliche Ressentiments und Vorbehalte, die tief in der Vergangenheit wurzeln. Angesichts einer konfliktreichen Beziehungsgeschichte ist das keine Überraschung, aber es ist eine Tatsache, der wir uns bewusst sein sollten.

Vor diesem Hintergrund, sozusagen aus selbstkritischer Sicht im Bewusstsein meiner eigenen Eintrübung, plädiere ich für eine Abrüstung der Gefühle gegenüber dem heftig umstrittenen Staatspräsidenten Erdogan.

Kultivieren wir Schweizer gegenüber den Vorgängen in diesem faszinierenden und uns in vielerlei Hinsicht so fremden Land die bewährte Tugend der Neutralität, der Coolness in der Aussenpolitik.

Versuchen wir zu verstehen, bevor wir urteilen oder gar verurteilen. Mehr Fairness ist gefragt.

Zugegeben: Ich bin kein Experte für türkische Innenpolitik. Auch hege ich keine Sympathien für das präsidentenfranzösisch autoritäre Staatsmodell, das Erdogan jetzt anzupeilen scheint.

Aber es wirkt auf mich einfach nicht wahn-sinnig überzeugend, wenn die gleichen Schweizer Meinungsmacher, die sich heute so fürchterlich über die türkische Verfassungsreform aufregen, seinerzeit wie Kätzchen schnurrten, als das Parlament in Bern bei der Masseneinwanderung unsere Bundesverfassung regelrecht aushebelte.

Klar, es wäre gefährlich, Erdogans Politik auf die Schweiz zu übertragen. Umgekehrt aber wäre es für die Türkei wohl mindestens so verheerend, wenn sie von einem siebenköpfigen Schweizer Bundesrat gesteuert würde.



Verfassungsreform: Präsident Erdogan (AKP).

Selbstverständlich: Ich respektiere Präsident Erdogan als rechtmässiges Staatsoberhaupt, das auf die Unterstützung einer demokratischen, wenn auch schwindenden Mehrheit seiner Landsleute zählen kann. Zudem respektiere ich, dass sich die Türkei in einer Art Belagerungszustand befindet. Es geht um Recht und Ordnung.

Übersehen es in ihrem selbstgerechten Zorn vielleicht die westlichen Erdogan-Anprangerer? Die Türkei wird regelmässig von mörderischen Terroranschlägen heimgesucht. Allein im letzten Halbjahr vor Weihnachten gab es über 70 Tote und über 400 Verletzte. Um ein Haar wäre Erdogan selber Opfer eines blutigen Staatsstreichs geworden. Sein engster Berater kam ums Leben.

Anders als das gesegnete Friedensreduit Schweiz steckt die Türkei nicht nur in einem kalten Bürgerkrieg gegen revoltierende ethnische Minderheiten. Sie kämpft auch mit einer Staatskrise am Rande eines brodelnden politischen Hexenkessels im Mittleren Osten. Die Stärkung der Zentralgewalt soll helfen.

Geht der Präsident mit seinen Vollmachten zu weit? Ist er ein Retter oder ein Zerstörer? Will er sich auf parlamentarischem Weg zum grossen «Diktator» ermächtigen, zum neuen Sultan, zum Alleinherrscher, der spätestens dann sein Land ins Elend stürzt, wenn ein unfähiger Nachfolger das Steuer übernimmt?

Noch wage ich kein abschliessendes Vorurteil. Es gibt viele Gründe für Skepsis, aber ich bin nach wie vor dafür, gegenüber der Türkei und gegenüber Erdogan das Visier offen zu halten. Wohlwollende Distanz.

Ohnehin ist die Schweiz in einer besonderen Stellung. Die Türken schätzen die Eidgenossenschaft enorm seit Anbeginn, weil sie als einer der ersten Staaten die moderne Türkei schon 1923 in Lausanne anerkannte.

Es bringt einfach nichts, eins zu eins die eigene Schrebergartensicht auf diesen Nahost-Staat mit seiner blutigen und traumatischen Geschichte anzuwenden. Wer andere Länder und Kulturen verstehen will, muss bereit sein, sich auf ihre Perspektive einzulassen, ohne ihrer Perspektive zu erliegen.

Appeasement? Nein. Das Ziel ist bessere Verständigung.

Im Schnitt einfach besser.

Ihre Privatklinik für Chirurgie und individuellen Service. [pyramide.ch](http://pyramide.ch)

Spitze für Sie.



Skandalfrei: Gisele Bündchen. Seite 56



Gefährdetes Erfolgsmodell: Schweden. Seite 42



«Der <weisse Mann> wurde zur letzten Minderheit, zum <Opfer>, für das sich keiner interessiert.»

Pascal Bruckner: Seite 48

## Kommentare & Analysen

- 5 Editorial
- 9 Kommentar Schweigen ist Gold
- 9 Im Auge  
Mary Barra, Boss von General Motors
- 10 Einbürgerung Doppelleben
- 10 Brexit Undichte Schotten
- 11 Frankenkurs Sorgen in der Bilanz
- 11 Konsum Emoji-Saugnapfe
- 14 Personenkontrolle Maurer, Schneider-Ammann, Leuthard, Leuenberger, Hess etc.
- 15 Nachruf Paul Bänziger
- 28 Mörgeli Die Türken und wir
- 28 Bodenmann  
SVP-Verluste in Sitten und Solothurn
- 29 Medien Politics sells
- 29 Die Deutschen Das Asylpaket
- 47 Trumps Woche

- 35 Demokratie  
Eine Lanze für das freie Wort
- 37 Strenger als die EU  
Teurer Jux mit einer Spielzeugwaffe
- 38 Genese eines Medienhypes  
Die Story um den Verkauf des *Blicks*
- 39 Jürg Ramspeck  
Erinnerungen an den *Blick*

## Ausland

- 16 **Erdogan à la française**  
Erdogans Griff nach absoluter Macht
- 20 «Einfach nur absurd»  
Bilgili Üretmen, Erdogan-Befürworter
- 24 Erdogan und die Seele der Osmanen  
Erfahrungen der modernen Türkei
- 42 **Von Abba zu Allah** Folgen der Massenimmigration in Schweden
- 46 **Weltoffen bis zum Untergang**  
Cora Stephan über identitäre Türken

## Inland

- 12 «Er drückte mir das Messer an die Kelle» Schweizer Schüler können nicht mehr richtig Deutsch
- 21 Bruder Didier Burkhalters willkürliche Neutralitätspolitik
- 23 Alles begann in Lausanne  
Wie die moderne Türkei entstand
- 30 **Wer ist Urs E. Schwarzenbach?**  
«Dolder»-Patron und Kunstsammler
- 32 **Bern lässt sich von Brüssel vorführen** Affront der EU

## Interviews

- 18 «In fünf Jahren ist Erdogan kaum mehr an der Macht» Einschätzungen von Türkei-Experte Gareth Jenkins
- 48 «Le Pen ist gefährlich»  
Der französische Denker Pascal Bruckner kritisiert die Antirassisten

## Wirtschaft & Wissenschaft

- 36 Europa in der Dunkelflaute  
Stromengpässe in den Nachbarländern
- 40 Lob der kleinen Länder  
Die EU am Scheideweg
- 41 «Negativer Saldo»  
Ökonom Philipp Bagus über die EU
- 50 Es wurde Licht Auf den Spuren der muslimischen Aufklärung

## Kultur & Gesellschaft

- 34 Deutsches Theater  
Zensur im Schweizer Kulturbetrieb
- 54 Zum Optimismus verurteilt  
Die Kulturlinke gegen Marc Jongen
- 56 **Das Brady-Bündchen**  
Das schönste Paar seit Brangelina
- 58 Endspiel eines Superhelden  
Comicfigur «Logan» im Kino
- 59 Überreizte Fantasien «Eindeutiger Versuch einer Verführung»

## Rubriken

- 52 Ikone der Woche Franz Gertsch
- 54 Die Bibel Leiden vermeiden
- 60 MvH Heiko Nieder, Küchenchef
- 61 Knorr «Beauty and the Beast»; «Kong: Skull Island»
- 61 Jazz Sarah Chaksad Orchestra
- 62 Thiel Zwangsverbot
- 62 Namen Lichtgestalten am Herd
- 62 Fast verliebt Schmerzensmann
- 63 Unten durch Feierabend
- 64 Wein Terrasses du Larzac AOC 2013
- 65 Auto Kia Optima SW 2.0 T-GDi
- 66 Darf man das? / Leserbrief





## Exklusive Kulturreise «500 Jahre Reformation»

# Auf den Spuren von Martin Luther

Erleben Sie Weltgeschichte am Ort des Geschehens.

Unter kompetenter Leitung bereisen Sie Luthers Wirkungsstätten in Eisenach, Erfurt, Leipzig und Wittenberg.

1517 nagelte Martin Luther in Wittenberg seine 95 Thesen an die Kirchentüre. Der Augustinermönch geisselte die Prunksucht der katholischen Kirche, den Ablasshandel und die Allmacht der Päpste. Die darauf folgende Reformation veränderte Europa und die Welt grundlegend.

Sie reisen in komfortablen Deluxe-Bussen und logieren mitten in Erfurt und Leipzig in gehobenen Vier-Sterne-«Radisson Blu»-Hotels.

### Ihr Reiseleiter: Lothar Schulz

Der Historiker, geboren 1954 in der ehemaligen DDR, studierte an der Berliner Humboldt-Universität und beschäftigte sich wissenschaftlich mit der Geschichte des Mittelalters. Seit der Wiedervereinigung

Deutschlands ist er auf Kultur- und Studienreisen spezialisiert. Historische Fakten und amüsante Anekdoten bereichern die packenden Exkursionen.

### Programm:

1. Tag: Reise nach Erfurt
2. Tag: Weimar und Erfurt
3. Tag: Eisenach und Wartburg
4. Tag: Erfurt, Eisleben und Leipzig
5. Tag: Leipzig
6. Tag: Wittenberg und Torgau
7. Tag: Rückreise

### Weltwoche-Spezialangebot

#### Kulturreise

#### «Martin Luther – 500 Jahre Reformation»

Eurobus-Reisen vom 9. bis 15. Juli 2017 und vom 20. bis 26. August 2017

#### Leistungen:

Reise im Deluxe-Bus mit 2+1-Bestuhlung (max. 33 Personen)  
3 Übernachtungen im \*\*\*\*Hotel «Radisson Blu», Erfurt  
3 Übernachtungen im \*\*\*\*Radisson Blu-Hotel, Leipzig  
3-mal Halbpension, 3-mal Übernachtung mit Frühstück  
Reiseleitung durch Lothar Schulz

#### Preis:

Doppelzimmer: Fr. 1445.– pro Person  
Einzelzimmerzuschlag: Fr. 240.–  
(Versicherungen nicht inbegriffen)

#### Buchung:

Reservieren Sie Ihr Arrangement telefonisch über Telefon 056 461 63 63. Bitte Stichwort «Platin-Club» angeben.

#### Informationen und Detailprogramm:

www.eurobus.ch  
Veranstalter: Eurobus AG  
Schwimmbadstrasse 1, 5210 Windisch

[www.weltwoche.ch/platinclub](http://www.weltwoche.ch/platinclub)



Digitalradio  
DAB+

# Informative Unterhaltung!

Regionale, nationale und internationale Informationen, Sport, Veranstaltungen  
und ein abwechslungsreiches Musikprogramm täglich bei Radio Central.

**News & Infos: [radiocentral.ch](http://radiocentral.ch)**



# RadioCentral

UKW-Frequenzen in der Region: Oberer Zürichsee, Linthgebiet 89.4; 91.1; 88.7 • Schwyz 102.6; 97.7; 93.2 • Glarus 92.1; 97.7; 89.3; 88.7 • Oberiberg, Hoch-Ybrig 107.1 • Unteriberg, Euthal, Studen 94.4 • Rothenthurm 106.9, Ob- und Nidwalden 101.8; 103.0; 100.4; 99.0 • Uri 103.0; 101.8; 102.2; 97.7 • Luzern 100.1 • Willisau 94.8 • Wolhusen 88.6 • Sursee 93.0 • Region Triengen 97.5 • Engelberg 107.6 • Zug 99.2 MHz oder Kabelnetz • CentralWebplayer • Digitalradio DAB+ • Central-App • [www.radiocentral.ch](http://www.radiocentral.ch)



# Schweigen ist Gold

Von Philipp Gut — Soll die politische Agitation von Ausländern in der Schweiz verboten werden können? Die aktuelle Entwicklung und die historische Erfahrung sprechen dafür.



Fremde Händel: Aussenminister Cavusoglu.

Man darf dem türkischen Aussenminister dankbar sein. Zwar ist er am Ende doch nicht in die Schweiz gekommen, um vor Landsleuten für die Verfassungsreform in seiner Heimat zu werben. Er hat aber eine feurige Debatte ausgelöst, die vieles in den Schatten stellt, was in der laufenden Session der eidgenössischen Räte in Bern diskutiert wird. Im Fokus steht die Frage, ob politische Auftritte von Ausländern in der Schweiz unter gewissen Bedingungen verboten werden sollen.

## Im Interesse der Sicherheit

Die Fronten gehen durcheinander, Verwirrung herrscht. Während der sozialdemokratische Zürcher Polizeivorsteher Mario Fehr den Auftritt von Mevlüt Cavusoglu in Opfikon wegen Sicherheitsbedenken untersagen lassen wollte, sprach sich der freisinnige Aussenminister Didier Burkhalter, der sonst gern mit erhobenem Zeigefinger durch die Welt reist, gegen eine solche Massnahme aus. Der erste liberale Reflex neigt auf die Seite Burkhalters. Verbote wirken immer unsympathisch, Paragraphen haben wir genug. Die Meinungsäusserungsfreiheit ist ein hohes Gut.

Dennoch macht sich ein Unbehagen breit, wenn Ausländer fremde Auseinandersetzungen in unser Land transportieren. Die Vermutung ist nicht allzu verwegen, dass eine Mehr-

heit der Schweizer Bevölkerung davon verschont werden möchte. «Tragt eure Händel zu Hause aus», das dürfte die Meinung vieler sein. Sind sie deswegen Feinde der Freiheit?

Nein, im Gegenteil. Festzuhalten ist zunächst, dass es nicht um ein generelles Verbot, sondern um eine Bewilligungspflicht für ausländische politische Redner geht. Eine solche bestand schon in den 1930er Jahren und dann wieder von 1948 bis 1998. Dieser Rednerbeschluss sei wiedereinzuführen, fordert der Innerrhoder National- und Regierungsrat Daniel Fässler (CVP) in einer Motion vom September 2016. Anlass war die Demonstration von Zehntausenden von Erdogan-Anhängern im letzten Sommer in Köln und die Absicht der Veranstalter, den türkischen Präsidenten via Grossleinwand zuzuschalten. Dies vereitelte dann das deutsche Bundesverfassungsgericht. Durch die jüngsten Entwicklungen sieht sich Fässler bestätigt. Der Bundesrat lehnt die Wiedereinführung des Rednerbeschlusses allerdings ab; er würde eine «unverhältnismässige Beschränkung» der Meinungsfreiheit darstellen. Manche hielten ihn für «überholt» und sogar für «verfassungswidrig».

Die Regierung argumentiert hier mit dem Holzhammer. Während mehr als fünf Jahrzehnten sahen es ihre Vorgänger anders. Und laut Verfassung können Grundrechte eingeschränkt werden, wenn ein öffentliches Interesse an einer solchen Einschränkung besteht, wenn sie verhältnismässig ist und wenn eine gesetzliche Grundlage dafür besteht. Schliesslich existiert ja auch eine Bewilligungspflicht für Demonstrationen, die das Recht auf Versammlungsfreiheit stützt. Verfassungswidrig ist das natürlich nicht.

Ein weiteres Argument liefert die positive Erfahrung mit dem Rednerbeschluss. Selbst Historiker, die ihn als illiberal brandmarken, gestehen ein, dass er liberal und pragmatisch angewendet worden ist. Ziel war es, die neutrale Schweiz nicht in fremde Streitigkeiten hineinzumanövrieren und ihre innere und äussere Sicherheit zu garantieren. Diese Grundsätze haben nichts von ihrer Bedeutung eingebüsst. Gerade in unruhigen Zeiten wie heute liegt es im vitalen Interesse der Schweiz, überbordende ausländische Agitation zu unterbinden. Der Rednerbeschluss hat sich als Instrument dafür bewährt.

Mehr zum Thema Seite 22

# Frau am Steuer



Mary Barra, Boss von General Motors.

Das Augenfällige an ihr: Ihre Vorliebe für Lederjacken, von Schwarz bis Rot. Damit erschöpft sich das Glamouröse, das sonst bei Frauenkarrieren so unverzichtbar scheint. (Der Fiat-Chrysler-Boss Sergio Marchionne trägt den dunkelblauen Pullover als Fetisch.) Sie sagt: «Ich möchte nie einen Job bekommen, weil ich eine Frau bin. Ich möchte nicht nach meinen blauen oder roten Haaren beurteilt werden, sondern nach meiner Leistung.» Als Donald Trump unlängst im Roosevelt Room schulterklopfend eine Gruppe handverlesener Firmenbosse begrüsst, machte er vor Mary Teresa Barra, 55, keine Ausnahme. Auch sie, die erste und einzige Lady an der Spitze eines Autokonzerns und so blond wie Mister President, bekam seine tapsige egalitäre Pranke zu spüren.

Mary Barra, Ingenieurin und Mutter von zwei Teenagern, ist General Motors. Seit ihrem achtzehnten Altersjahr beim Autoriesen, zuerst als Werkstudentin, 2014 stieg sie zum CEO auf und bekam gleich 60 Prozent mehr Jahreslohn als ihr Vorgänger, 14,4 Millionen Dollar. Schon ihr Vater Ray Makela hatte 39 Jahre lang als Werkzeugmacher bei Pontiac gearbeitet. GM steckte 2009 in der Insolvenz und wurde vom Staat gerettet. Mary Barras Antrittsverprechen, als sie den schlingernden Konzern übernahm: «Keine Schrottautos mehr.» Denn die Chefin musste gleich 30 Millionen Wagen zurückrufen wegen einer Unfallserie mit Dutzenden Todesopfern. Sie schloss unrentable Fabriken im Ausland, so in Russland und Asien, und jetzt stiess sie das defizitäre Rüsselsheimer Traditionshaus Opel ab.

Sie leben seit jeher in einer Detroit-er Vorstadtsiedlung, und der Parkplatz erscheint fast grösser als das Haus. Ihren Ehemann Anthony lernte sie an der Kettering University kennen, die damals auch zu GM gehörte. Er ist ein unabhängiger Firmenberater, seine Wurzeln sind italienisch. Sie ist ein Christkind, geboren am 24. Dezember 1961. Ihre Vorfahren stammen aus Finnland, und die Finnen gelten mit etlichen Weltmeistern als die besten Autofahrer überhaupt.

Peter Hartmann

## Doppelleben

Von Peter Keller — Die zweifache Staatsbürgerschaft ist Gift für die Integration von Ausländern.

Die türkische Regierung betreibt Abstimmungskampf in der Schweiz – und die grösste Tageszeitung der Schweiz tut es ihr gleich: Auf Türkisch fordert der *Blick* auf seiner Titelseite die hier lebenden Türken ultimativ auf: «Stimmt Nein zu Erdogans Diktatur!»

Am Tag darauf schiebt das Boulevardblatt nach: «Wer in seinem Heimatland diktatorische Verhältnisse einführen will – bitte schön. Aber dann soll er auch unter ihnen leben.» Dass die gleiche Mediengruppe die Ausschaffung von nicht integrierten Kriminellen, eine Initiative der SVP, mit allen publizistischen Mitteln bekämpfte, ist nur die Hälfte der Ironie. Mit ihrem Meinungsdictat und der Ausgrenzung von Andersdenkenden liegt die Chefredaktion näher bei dem Gebaren des türkischen Autokraten, als ihr lieb sein kann.

Zudem handelt es sich um ein moralisch aufgeladenes Scheingefecht, das der eigentlichen Frage feige aus dem Weg geht: Seit Mitte der neunziger Jahre erlaubt die Schweiz die doppelte Staatsbürgerschaft. Darin liegt der Hauptgrund für die seither stark gestiegene Zahl der Einbürgerungen. Die Eidgenossenschaft geht so weit, dass nun sogar Schweizer Diplomaten mit Migrationshintergrund ihre angestammte Staatsbürgerschaft behalten dürfen. Die Neo-Schweizer bekommen den Fünfer und das Weggli serviert und sind damit noch bevorzugt gegenüber den Müllers, Hubers und Kellers, die sich mit ihrem roten Ausweis mit Schweizerkreuz begnügen müssen.

### Importierte Konflikte

Die Sache ist einfach: Wenn wir zwei Pässe erlauben, muss man sich auch nicht beschweren, dass die so Beschenkten ein politisches Doppelleben führen und sich mit ihren Herkunftsstaaten identifizieren. Die Mobilisierung der europäischen Türken durch Erdogan, die Konflikte, die zwischen den verschiedenen Ethnien, etwa in der Kurdenfrage, auch hierzulande ausgetragen werden, aber auch der Schwebezustand vieler Eingebürgerten machen deutlich: Die doppelte Staatsbürgerschaft ist ein Integrationshemmnis. Der deutsche CDU-Aussenpolitiker Norbert Röttgen fordert denn auch die Abschaffung des Doppelpasses, dieser habe sich nicht bewährt.

Wer von den hier lebenden Menschen ein klares politisches Bekenntnis zur Schweiz und ihren demokratischen Werten fordert, muss die doppelte Staatsbürgerschaft beenden – und die nicht integrationswilligen Ausländer in ihre Heimatländer zurückschicken.

## Undichte Schotten

Von Rolf Hürzeler — Die Trennung Grossbritanniens von der EU verläuft reibungslos. Die von der schottischen Premierministerin Sturgeon angestrebte Scheidung von Britannien ist schädlich.

So lange wie eine Schwangerschaft: Diese Zeitspanne brauchte Grossbritannien, um nach dem Brexit-Votum am 23. Juni für den EU-Austritt bereit zu sein. Als Theresa May ihr Premierminister-Amt vom frustrierten David Cameron übernahm, kündigte sie selbstbewusst an, Ende März 2017 den Artikel 50 des Lissaboner Grundlagenvertrags anzurufen, um die EU-Mitgliedschaft Grossbritanniens zu kündigen. Viele lächelten müde, das Wort vom *wishful thinking* machte die Runde, weil der Zeitplan sehr ambitiös erschien. Mit Recht: Schliesslich sollte erstmals ein EU-Austritts-prozedere anlaufen, und niemand hatte und hat Erfahrung damit, weder in Brüssel noch in London.

Der Prozess lief erstaunlich rund ab: Die befürchtete Rebellion der EU-Befürworter gegen die Regierung im Unterhaus blieb aus. Die Abgeordneten folgten – wenn auch in vielen Fällen grummelnd – der Regierung. Brexit-kritische Konservative hielten sich aus politischer Opportunität still; Labour wollte ja nicht den Eindruck erwecken, den Volkswillen zu desavouieren. Einzig ein paar Liberale nölten, weil sie das ihren EU-freundlichen Wahlkreisen schuldeten. Im Oberhaus erhoben ein paar Mitglieder staatspolitisch den mahnenden Finger. Aber Chefin May gab ihnen deutlich zu verstehen, dass sie im Fall einer Blockade die eigene institutionelle Zukunft aufs Spiel setzten. Diese Drohung machte den angejahrten Lords schon immer erstaunlich flinke Beine.

Mit der breiten parlamentarischen Zustimmung wird Theresa May nun voraussichtlich in den kommenden zwei Wochen nach Brüssel reisen, um Farewell zu sagen. Das ist exakt der Moment auf den die schottische Regierungschefin Nicola Sturgeon wartete. Sie suchte sehnlichst einen Vorwand, um ein neues Unabhängigkeitsreferendum anzukündigen. Denn ohne das konstante Streben nach einer Eigenstaatlichkeit verlieren die Nationalisten ihre Daseinsberechtigung. Das trug Sturgeon zwar den erwarteten Tadel von der Downing Street ein, May sprach von einem «Tunnelblick», unter dem die Schottin leide. Diese wird es gefreut haben, sie erwartet nichts anderes von einer Kontrahentin, der sie in herzlicher Abneigung zugetan ist. Dabei weiss Sturgeon genau, dass die Unabhängigkeit weiter entfernt denn je ist: Den Schotten fehlt mit dem Rückgang der Ölförderung das Geld, und die Nationalisten verloren nach dem Brexit-Votum an Unterstützung. Viele Schotten

befürchten, dass sie im anstehenden Gerangel zwischen London und Brüssel unter die Räder kommen könnten.

### Vergessliche Politiker

Dieses Gerangel ist angesagt. Denn die schnelle EU-Ausfahrt verhinderte in Westminster eine eingehende Diskussion über die künftige Strategie. Wie viel Zuwanderung und wie viel Marktzugang sollen es denn sein? Theresa May hat sich zwar in den letzten Wochen vehement für einen harten Brexit ausgesprochen, notfalls unter Verzicht auf Erleichterungen im europäischen Markt. Doch wenn es hart auf hart kommt, haben Politiker schon oft frühere Aussagen vergessen. So wie Premierministerin Theresa May sich nicht mehr an die Innenministerin May erinnert, die damals gegen den Brexit votierte.

Im Klartext: Grossbritannien ist gut beraten, eine möglichst breit abgestützte Verhandlungsposition in Brüssel zu vertreten. Denn dort wird das Verständnis für das scheidungs-willige Land an einem kleinen Ort sein. Das Schlimmste, was jetzt passieren kann, sind kleinliche Querelen wie das Aufenthaltsrecht bisheriger EU-Bürger in Grossbritannien oder die zu bezahlenden «Austrittsprämien». All das sollte den Blick auf die angedachte Zukunft nicht trüben.



«Tunnelblick»: May, Sturgeon.



## Sorgen in der Bilanz

Von Beat Gygi — Die Nationalbank hat jüngst so viel Geld zur Stützung des Euro-Kurses eingesetzt, dass die Lage ähnlich ist wie 2015 vor der Aufhebung der Kursuntergrenze.

Um die Geldpolitik der Schweizerischen Nationalbank ist es ziemlich ruhig geworden, aber unter der Oberfläche gibt es Spannungen, die zu Verwerfungen führen können. Jedenfalls war der Franken in den vergangenen Wochen gegenüber dem Euro so stark, dass die Nationalbank grossen Aufwand treiben musste, um den Euro-Wechselkurs nicht zu stark sinken zu lassen. Seit etwa einem Jahr wird der Euro der Tendenz nach schwächer, sein Kurs ist in dieser Zeit von etwa Fr. 1.10 bis in die Nähe von Fr. 1.06 gesunken, zurzeit liegt der Wert bei gut Fr. 1.07. Und das ist nicht ein Preis, der sich frei auf Märkten bildet, sondern durch massive Devisenaufkäufe der Nationalbank gestützt ist.

Wo der Euro-Kurs ohne diese Interventionen läge, weiss man naturgemäss nicht genau, aber man weiss, wie die Bilanz der Nationalbank durch die Käufe wächst. Die Ökonomen von Wellershoff & Partners weisen darauf hin, dass sich die Devisenmarktinterventionen der Währungshüter seit Ende Januar auf über 20 Milliarden Franken summiert haben, also auf mehr als seinerzeit im Dezember 2014, jenem Monat, auf den dann Mitte Januar 2015 überraschend die Aufhebung der Euro-Frankenkurs-Untergrenze folgte. Damals hatte Nationalbank-Präsident Thomas Jordan das Aufgeben der Untergrenze damit begründet, dass man eine rasante bis unkontrollierte Ausdehnung der Nationalbank-Bilanz habe vermeiden wollen, eine Verteidigung der Untergrenze sei dem Direktorium nicht mehr als nachhaltige Politik erschienen.

### Instrumente zum «Weichmachen»

Wie steht es nun heute, nach vergleichbarer Bilanzausweitung? Wenn damals der immer voller werdende Stausee der Nationalbank-Spitze Sorgen bereitet hatte, so muss man die heutige Situation als vergleichbar beunruhigend auffassen. Es kann sein, dass Jordans Team statt den Devisenkäufen andere Instrumente zum «Weichmachen» des Frankens ins Auge fasst, zum Beispiel Negativzinsen unter dem heutigen Niveau von  $-0,75$  Prozent. Das würde vielleicht einige Anlagen in Franken abschrecken, aber in der Schweiz die Stimmung erheblich verschlechtern. Schon bei den gegenwärtigen Negativsätzen stehen Banken wirtschaftlich unter wachsendem Druck, diese Kosten nicht nur auf Grosskunden, sondern auch auf die breitere Kundschaft zu überwälzen. In gewisser Hinsicht passiert dies ja



Chance zur Wende: Notenbankchef Jordan.

bereits indirekt über höhere Gebühren für Bankleistungen. Und sollten die Strafzinsen spürbar weiter nach unten gedrückt werden, würden bald mehr und mehr Sparer ins Horten von Bargeld ausweichen.

Wenn die Nationalbank nun ähnlich handelt wie 2015, also den Marktkräften mehr Spielraum gibt, ist fast unweigerlich eine weitere Erstarkung des Frankens zu erwarten – wobei ein wichtiger Punkt anders ist als vor gut zwei Jahren. Heute macht der Euro einen besseren Eindruck als damals, die Konjunktur in der Euro-Zone ist zurzeit einigermaßen auf Touren, und der Chef der Europäischen Zentralbank, Mario Draghi, hat kürzlich angetönt, dass die extrem expansive Geldpolitik – ein Grund für die bisherige Euro-Schwäche – nächstes Jahr gemässigt werden könnte. Zudem seien erste Schritte in Richtung Normalisierung der Zinsen denkbar. Die Nationalbank könnte so im Gleichschritt mit den Europäern zu einer etwas weniger lockeren Geldpolitik übergehen, ohne die Exporteure zornig zu machen. Aber selbst dann ist im Auge zu behalten, dass seit 2008 bei keiner anderen tonangebenden Notenbank die Bilanzsumme so stark zugenommen hat wie bei der schweizerischen. Und das ist der Stoff, der zu Inflation oder zu Wertverlusten führen kann.

## Emoji-Saugnapfe

Die ökologischen Kreuzzüge von CVP-Nationalrat Dominique de Buman.

CVP-Nationalrat Dominique de Buman ist ganz oben angekommen. Seine legendäre Motion «Stopp der Verschmutzung durch Wegwerf-Plastiksäcke», eingereicht 2010, ist zwar aufgrund zähflüssiger Umsetzungsformalitäten formell abgeschrieben worden. Aber die Grossverteiler Migros und Coop haben trotzdem gespurt. Neuerdings sind für die Rascheltüten an den Kassen fünf Rappen zu entrichten. Damit hat sich der Freiburger de Buman, der einst Bundesrat werden wollte, schon vor seinem für 2018 geplanten Amtsjahr als Nationalratspräsident und höchster Schweizer ein ökologisches Denkmal errichtet.

### Herzli, Lovely, Checker, Peace

«Mister Plastiksack», wie er im Bundeshaus ehrfürchtig tituliert wird, ist nachhaltig erfolgreich. Bei Coop laufen bereits Feldversuche für eine noch weiter gehende Ächtung von Plastik. Erwogen wird, die bei den Gemüseregalen postierten Säcklein durch umweltgerechte Recycling-Tüten zu ersetzen. Damit würde der Grossverteiler eine weitere Etappe beschreiten auf seinem ökologischen Kreuzzug. Das Motto von Coop lautet: «Wir sind überzeugt, dass nur ein nachhaltig wirtschaftendes Unternehmen Erfolg haben kann.»

Sind Wort und Tat im Lot? Coop hat am 6. März eine grosse Sammelaktion gestartet. «Die Emoji kommen!» Wer einkauft, hat Anspruch auf putzige Saugnapf-Figuren. Bestens bekannt sind die Sammelobjekte – Herzli, Lovely, Checker, Peace, Alien und so weiter – aus dem Social-Media-Orbit. Nachhaltig sind die Figuren, Handzeichen und Grimassen obendrein. Wer sie digital versendet, verschmutzt die Umwelt nicht.

### Gummi macht Kinder froh

Doch was macht Coop? Der Grossist hat Herzli, Lovely, Checker, Peace und Alien in Plastik gegossen. Zu Abertausenden wandern die Saugnapfe von Coop zu den Sammlern. Die findigen-windigen Marketingleute von Coop glauben, dass sie zwei Fliegen auf einen Schlag getroffen haben. Der Bannstrahl gegen Gratis-Rascheltüten stimmt Ökologen froh. Die Abgabe von umweltbelastenden Gummi-Emojis macht Kinder froh.

Was macht Dominique de Buman? Es ist Zeit für den designierten höchsten Schweizer, eine weitere legendäre Motion einzureichen. «Stopp der Verschmutzung durch Wegwerf-Gummi-Emojis!»

René Zeller

# Man spricht deutsch

Von Daniela Niederberger — Schweizer Schüler können nicht mehr richtig Deutsch. Sie haben Mühe mit der Rechtschreibung und lesen nicht gut genug. Woran liegt das? Was ist zu tun?

Wie es ums Deutsch der Schweizer Schüler steht, weiss ein Redaktionsleiter aus der Ostschweiz aus eigener Erfahrung. Er stellt regelmässig Praktikanten ein und sagt: «Die Rechtschreibung ist bei einer Mehrheit absolut ungenügend. Und es ist reiner Zufall, wie sie Kommas setzen.» Fallfehler kämen häufig vor, «und den Genitiv kennt kein Mensch mehr». Er glaubt auch, dass die Schüler im Denken und in der Logik nicht genügend ausgebildet würden. Viele der jungen Leute, auch solche mit Matura, hätten Mühe, in Zusammenhängen zu denken.

Dass es beim Lesen hapert, weiss man seit den Pisa-Studien. Mängel gebe es auch bei der Rechtschreibung, so eine Studie der Universität Freiburg. 1650 Primarschüler mussten den deutschen Rechtschreibtest «Hamburger Schreibprobe» machen. Es zeigte sich, dass die Schweizer Schüler signifikant schlechter in der Rechtschreibung sind als Schüler in Deutschland und Österreich. Professor Erich Hartmann, der die Studie leitete, sagte gegenüber der *Aargauer*

*Zeitung*: «Bei Wörtern mit orthografischen Besonderheiten wie Dehnungen, Verdoppelungen oder Tezett schnitten die Schweizer Kinder schon ab der zweiten Klasse schwächer ab als die deutschen.» Besonders erschreckend: 30 bis 45 Prozent der Schüler in der vierten bis sechsten Klasse schrieben noch stark lautgetreu statt orthografisch korrekt.

## Systematische Vermittlung fehlt

Jetzt kann man einwenden, dass doch nicht alle Schüler Journalist werden wollten. Aber manch einer vielleicht Polizist. Doch die Polizeischulen haben Mühe, genügend Anwärter zu finden, weil viele die Deutschprüfung beim Eignungstest nicht bestehen.

Was sind die Ursachen dafür? Die wichtigste: Die Schule verlangt weniger als früher. Diktate etwa sind verpönt. «Sie gelten quasi als pädagogische Sünde», sagt eine Primarleh-



Es geht in Richtung Lückentext.

rerin aus dem Kanton Zürich, die seit dreissig Jahren unterrichtet. «Wenn einer noch Diktate macht, entschuldigt er sich fast.» Die Schule wolle keinen «Drill» mehr ausüben und gehe in die falsche Richtung. «Man warf bewährte Dinge über Bord, auch das Auswendiglernen.» Ihre Schülerinnen und Schüler würden jedoch immer noch Gedichte und Texte auswendig lernen. «Sie verinnerlichen dabei Satzstrukturen und Ausdrucksweisen. Sie machen es gern», sagt die Lehrerin.

Urs Kalberer ist Sekundarlehrer, ebenfalls seit rund dreissig Jahren. Er sagt: «Es gibt immer mehr Lehrmittel, in denen nicht so viel verlangt wird. Es geht nicht mehr darum, Texte zu schreiben, sondern es geht in Richtung Lückentext.» Man wolle den Schülern möglichst viele Hindernisse aus dem Weg räumen. Besonders den sogenannten bildungsfernen Kindern. Beim Wörtereinfüllen kommen auch

Afrim und Amina mit. Die Lehrmittel sind heute darauf ausgerichtet, Kreativität und Motivation zu fördern. Die Primarlehrerin sagt: «Wenn ich die Sprachlehrbücher von heute mit jenen von vor dreissig Jahren vergleiche, fällt auf, dass sehr viele Fantasy-Themen darin vorkommen und weit weniger Sachthemen.» Die Schüler sollen etwa zu Monstern und Fabelwesen Fantasiewörter entwickeln. «Das nimmt viel Zeit weg. Die Zeit für die systematische Vermittlung von Grammatik und Rechtschreibung nimmt stark ab.»

Dabei wären doch auch Sachthemen wichtig für den Wortschatz und die Begriffsbildung. «Man kann im Dialog Themen erarbeiten, man fragt, begründet, vermutet, erklärt und lernt vielfältige Ausdrucksweisen.»

Um die zarte Pflanze Motivation nicht kaputtzumachen, wird in der Primarschule erst spät mit dem Korrigieren von Fehlern der Schüler angefangen, nach dem Motto: «Hauptsache, sie schreiben gern.» «Dabei wollen die Kinder richtig schreiben», sagt die Primarlehrerin. Bei Zweitklässlern, die mit dem Schreiben beginnen, korrigiert sie noch nicht in die Texte hinein, weil zu viel korrigiert werden müsste. Sie schreibt den Text korrekt darunter,

«damit sie das richtige Bild davon haben». In der dritten Klasse korrigiert sie dann. Auch um den Kindern kein falsches Selbstbild zu vermitteln. Ende der dritten Klasse sollen ihre Schüler fehlerfrei abschreiben können.

En vogue ist derzeit das Deutschlehrbuch «Die Sprachstarken» vom Klett-Verlag. Die Primarlehrerin besuchte einen Lehrer-Weiterbildungskurs zum Thema Rechtschreibung, in dem eine Verlagsvertreterin als Dozentin auftrat. Diese projizierte zum Einstieg einen Elternbrief an die Wand. Die Eltern machten sich Sorgen, dass ihr Kind die Rechtschreibung mit dem Lehrmittel nicht lerne. Die Referentin fragte in die Runde: «Händ Si au so schwierige Eltern?» Damit war die Denkrichtung vorgegeben. Die Primarlehrerin fand es aber nicht in Ordnung, dass Eltern, die sich darum sorgen, blöd hingestellt würden. Sie wehrte sich. Die Verlagsfrau entgegnete, dass



die Schüler in neun Schuljahren jedes Rechtschreibproblem kennenlernen würden. Nur: Einmal gehört zu haben, dass man Referat mit «f» und nicht mit «v» schreibt, heisst ja nicht, dass man's auch weiss.

Ein weiterer Grund für das sinkende Deutschniveau ist der frühe Fremdsprachenunterricht. Fürs Frühfranzösisch und Frühenglisch gehen in der Primarstufe drei bis fünf Deutschlektionen flöten.

### Fragwürdiges «Lesen durch Schreiben»

Hinzu kommen fragwürdige Methoden, wie den Kleinsten das Schreiben beigebracht wird. Etwa durch Lautieren. Statt erst Buchstaben zu lernen, um daraus Wörter zu bilden, zerlegt man die Wörter in Laute. Die Methode heisst «Lesen durch Schreiben». Auf Lehrer-online.de wird gerühmt: «Jedes Kind lernt Schreiben und Lesen seinem eigenen Tempo entsprechend. Kein Kind wird wie beim Fibelunterricht in einen Lehrgang «gepresst». Fibelunterricht ist Frontalunterricht im Klassenverband und geprägt von Nachahmungslernen durch wiederholtes Üben, bei «Lesen durch Schreiben» geht es um ein weitgehend individuelles Lernen durch Einsicht.» Nachahmungslernen ist also schlecht. Dabei lernen doch das Baby und das Kleinkind alles durch Nachahmen.

Sekundarlehrer Kalberer bezeichnet das Leseverständnis vieler Schüler als «Katastro-

phe». Dafür verantwortlich seien auch hier die wenig fordernden Lehrmittel. Die meisten Leseaufgaben würden sich darauf beschränken, eine Stelle im Text zu finden. Da werde etwa gefragt: «Wie alt ist der Doktor?» Der Schüler oder die Schülerin scannten den Text: «Da, 41.» Dann der Antwortsatz: «Er ist 41 Jahre alt.» Das Verständnis für einen längeren Text wird so nicht eingeübt.

Die Primarlehrerin findet das schade. Sie liest sehr viel mit den Kindern, erklärt Wörter, bespricht Wendungen. «Das Denken wird angeregt. Und es findet eine Gemütsbildung

---

### Ein weiterer Grund für die Probleme ist der frühe Fremdsprachenunterricht.

---

statt, das Kind lernt, sich einzufühlen in die Figuren», sagt sie. Die Bücher müssten aber Werte vermitteln wie Freundschaft und Aufrichtigkeit.

Die Volksschule will zwar das Lesen fördern. Die Kinder können Bücher ausleihen und im Computerprogramm «Antolin» Fragen dazu beantworten. Doch der Computer ersetze das Gespräch in der Klasse nicht, kritisiert sie. Auch werde es immer schwieriger, gute Bücher zu finden. Die Neuerscheinungen sind sprachlich oft wenig anspruchsvoll.

Der Schule allein die Schuld zu geben für das mangelhafte Deutsch der Schüler, wäre aber falsch. «Wir sind es nicht mehr gewohnt, lange Texte zu lesen», sagt Urs Kalberer. Man hängt am Handy, liest Kurzfutter im Internet. Er fragte seine Schüler einmal, wie viele WhatsApp-Nachrichten sie pro Tag schreiben würden. Der Klassendurchschnitt lag bei fünfzig. «Die Jugendlichen schreiben also sehr viel. Nur kein standardisiertes Deutsch.»

Dass viele Kinder gern schreiben, zeigt der jährliche Schreibwettbewerb der *Luzerner Zeitung* für Schüler der fünften bis neunten Klasse. Das Interesse ist gross. Im Buch «Der Hund starb – was er nicht überlebte» sind Stilblüten der letzten Jahre vereint. Da liest man: «Der Fremde nahm das Messer und drückte es mir an die Kelle.» Und: «Ich drückte aufs Gas und rahmte sie.» Oder: «Meine schulischen Leistungen wurden *schlächter* und *schlächter*.» Ja, eben.

Sie wurden auch in Deutschland *schlächter*. Die Kultusministerin des links regierten Bundeslandes Baden-Württemberg hat nun in einem Brief an die Schulen gefordert, der Rechtschreibung wieder ihren zentralen Stellenwert zurückzugeben. Es ist «aus meiner Sicht zwingend erforderlich, dass orthografische Fehler von Anfang an konsequent korrigiert werden», schreibt sie. Sie will auch «systematisches (Ein-)Üben» stärken. ○

# HUBLOT



**BIG BANG  
MECA-10  
ALL BLACK**



**HUBLOT**

BOUTIQUES  
GENEVE • LUZERN • ZÜRICH • ZERMATT

hublot.com • f • t • i

## Personenkontrolle

**Maurer, Schneider-Ammann, Leuthard, Leuenberger, Hess, Widmer-Schlumpf, Dreifuss, Couchepin, Calmy-Rey, Freysinger, Waeber-Kalbermatten, Schwander, Fischlin, Biver, ...**

Der Bundesrat greift zu unkonventionellen Methoden beim Sparen. Da sich jeder Departementsvorsteher gegen Abstriche am eigenen Amt sträubt, soll er diesmal nicht selber mögliche Einsparungen vorschlagen, sondern sein Stellvertreter: Finanzminister **Ueli Maurer** (SVP) soll das Departement von Parteikollege und Verteidigungsminister **Guy Parmelin** durchleuchten. Maurers Departement wird von seinem Stellvertreter, Innenminister **Alain Berset** (SP), unter die Lupe genommen. Justizministerin **Simonetta Sommaruga** (SP) soll bei Aussenminister **Didier Burkhalter** (FDP) reinschauen, Burkhalter bei Berset, **Johann Schneider-Ammann** (FDP) bei Sommaruga. Bundespräsidentin **Doris Leuthard** (CVP) soll bei Schneider-Ammann Sparpotenzial ausloten, Parmelin bei Leuthard. Wir sind gespannt auf die Resultate. (hmo)

Bundespräsidentin **Doris Leuthard** hat von ihrem Vorgänger **Moritz Leuenberger** (SP) ein paar raumplanerische Leichen geerbt. Direkt neben der Autobahnausfahrt Neufeld in Bern besitzt ihr Bundesamt für Strassen seit 2008 ein Grundstück, auf dem die Berner Hausbesetzerszene Zaffaraya eine laut dem Berner Regierungsrat illegale Siedlung ausserhalb der Bauzone erstellt hat. Leuenberger drückte beide Augen zu. Dann geriet die Geschichte beim Bund in Vergessenheit. Nun ruft sie der Berner SVP-Nationalrat **Erich Hess** in Erinnerung. Er will von Leuthard wissen, ob der Bund illegale Siedlungen auf seinen Grundstücken toleriere. Man darf gespannt sein, wie sich Leuthard aus dieser Geschichte herauswindet, zumal sie in der Revision des Raumplanungsgesetzes ein härteres Vorgehen gegen illegales Bauen im Auge hat. (hmo)

Bundesräte sind als Imagerträger gefragt. Im Abstimmungskampf um die Unternehmenssteuerreform III liess sich **Eveline Widmer-Schlumpf** (BDP) medienwirksam befragen, und zwar klaglos. Als 2014 unsere Fussballer in Brasilien ordentlich kickten, druckte ein Werber die Aufschrift «Schweiz ist geil» auf ein flink produziertes rotes T-Shirt. Zwecks Absatzsteigerung steckte er mittels Fotomontage den Bundesrat in corpo-



*Grosse Symbole:* Unternehmer Biver (M.).



*Härteres Vorgehen:* Bundesrätin Leuthard.



*Reinschauen:* Bundesrat Schneider-Ammann.



*Neue Spielwiese:* alt Bundesrat Couchepin.

re ins Leibchen. Das fanden die sieben Magistraten gar nicht geil, weshalb sie gegen die ungefragte Verwendung ihrer Konterfeis protestierten. Dieser Tage posiert **Ruth Dreifuss** mit einem Kessel auf dem Kopf als Werbeträgerin für ein Kinderhilfswerk. «Als Mädchen in Mali wäre aus mir wohl eine Alt-Wasserträgerin geworden», lautet die Werbepostkarte der Alt-Bundesrätin. Merke: Bundesräte sind für allerlei zu haben. Man muss sie nur fragen. (rz)

Alt Bundesrat **Pascal Couchepin** (FDP) und alt Bundesrätin **Micheline Calmy-Rey** (SP) haben als Polit-Rentner eine neue Spielwiese entdeckt: die Stichwahl der Walliser Staatsratswahlen. Dafür werfen sie auch die eigenen Prinzipien über Bord. Jahrelang bekämpfte Couchepin die Allmacht der Walliser CVP. Diese gibt mit drei von fünf Ministern in der Regierung noch immer den Ton an. Neuerdings macht Couchepin jetzt an der Seite der CVP Stimmung gegen SVP-Staatsrat **Oskar Freysinger**. Calmy-Rey gab in Bern als Bundesrätin jahrelang die Paradedemokratin. Jetzt weibelt sie aber nicht etwa



*Pro Rossini:* alt Bundesrätin Calmy-Rey.

für die Wiederwahl der einzigen Frau in der Regierung, SP-Staatsrätin **Esther Waeber-Kalbermatten**, sondern für alt Nationalrat **Stéphane Rossini**, der die Brigerin aus dem Amt drängen wollte. Mit der richtigen Bewegung im Alter bleibt man jung. (hmo)

Stimmt die Rechnung der EU-Kommission dazu, wie viel Gelder die Schweiz in Brüssel abliefern und wie viel sie von der EU bekommt? Um diese Frage zu klären (siehe Seite 32), reichte die *Weltwoche* am letzten Donnerstag diverse Anfragen ein. Die Sprecherin der EU-Kommission meldete sich innert einer Stunde: «Wann ist deine Abgabefrist?» (Offenbar herrscht in Brüssel ein vertrauter Umgang.) Der Sprecher des Justiz- und Polizeidepartements (EJPD), **Philipp Schwander**, schrieb am Freitag zurück, er kümmere sich um die Anfrage; danach liess er bis Redaktionsschluss nichts mehr von sich hören. Und der Sprecher des Staatssekretariats für Bildung, Forschung und Innovation (SBFI), **Martin Fischer**, tauchte völlig ab. Als er am Montag auch telefonisch nicht zu erreichen war, suchte die *Weltwoche* Hilfe beim



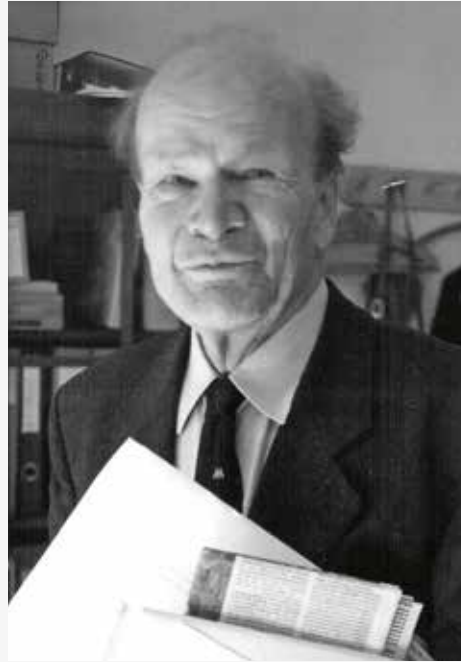
Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung (WBF) – ohne Erfolg. Alle diese Leute leisten ihren Dienst fürs Vaterland übrighens in Lohnklassen über 150 000 Franken. (sär)

Was von der Kommunikation des Eidgenössischen Departements für Wirtschaft, Bildung und Forschung zu halten ist, zeigte sich auch in der Fragestunde im Nationalrat. Die beiden SVP-Vertreterinnen **Sylvia Flückiger** und **Barbara Steinemann** stellten Fragen zu einer Studie der Uni St. Gallen, die nachweist, dass EU-Mitglieder – widerrechtlich – wirtschaftspolitische Schutzmassnahmen ergreifen, die der Schweizer Wirtschaft schaden. Und Bundesrat **Johann Schneider-Ammann** (FDP) verlas ungerührt zweimal dieselbe Antwort, die ihm seine Leute aufgeschrieben hatten. So bleibt nur eine Frage offen: Wie lange hätte der Unternehmer Schneider-Ammann solches Personal beschäftigt? (sär)

Die «Tagesschau» von SRF berichtete am letzten Wochenende zum sechsten Jahrestag der Tsunami-Katastrophe in Japan. Moderator **Franz Fischlin** sprach dabei vom «Seebeben, das zum Atomunfall von Fukushima führte». Japanerinnen und Japaner würden «der über 18 000 Opfer» gedenken, fuhr Fischlin fort. Anwesend bei den Gedenkfeiern «sind auch Opferfamilien und Vertreter jener Regionen, die von den Natur- und Atomkatastrophen am meisten betroffen waren». Der anschliessende Beitrag handelte dann ausschliesslich von der möglichen Rückkehr von Bewohnern der Sperrzone um das AKW Fukushima. Mit keinem Wort wurde erwähnt, dass kein einziges der 18 000 Opfer wegen radioaktiver Strahlung ums Leben kam, sondern alle wegen der Überschwemmung infolge des Tsunamis starben. SRF aber suggerierte das Gegenteil. (are)

**Jean-Claude Biver**, Chef der Uhrensparte des französischen Luxuskonzerns Moët Hennessy Louis Vuitton (LVMH), ist ein Freund grosser Symbole. Dies stellte er am Dienstag unter Beweis, als es um die Vorstellung der neuen «Connected Modular 45» von Tag Heuer ging: Weil die Neuauflage der Smartwatch neuerdings das Label «Swiss made» tragen darf, lud Biver zur Vorstellung in den Kanton Uri. Mit Blick auf das Rütli wurde das neue Modell enthüllt. So kamen auch die extra eingeflogenen Technik-Partner **David Singleton** von Google und **Joshua M. Walden** von Intel in den Genuss einer kraftvollen Lektion in eidgenössischer Geschichte. Mit dem Geist von **Wilhelm Tell** an der Seite dürfte auch dem kommerziellen Erfolg der elektronischen Uhr nichts mehr im Wege stehen. Bereits das im Jahr 2015 lancierte Vorgängermodell war ein Renner und verkaufte sich 56 000 Mal. (fsc)

## Nachruf



*Geister und Feen: Schulgründer Bänziger.*

**Paul Bänziger (1920 bis 2017)** — Schon damals, vor über drei Jahrzehnten, als ich in der Schule für Angewandte Linguistik (SAL) in Zürich meine journalistische Grundausbildung absolvierte, war er nicht mehr der Jüngste. Doch er hatte uns Jungspunde im Griff wie kein anderer Dozent. Seine Lektionen über Geschichte, Philosophie oder Literatur gemahnten an einen Gottesdienst, dem man andächtig lauschte. Dr. Paul Bänziger war für die meisten von uns eher ein Guru denn ein Lehrer. Der Mann lebte nicht nur für die Schule, er hauste dort auch privat, im obersten Stock.

Paul Bänziger, Sohn eines Dorfpfarrers in Appenzell, war sein ganzes Leben lang Lehrer. In Zürich hatte er Geschichte und Germanistik studiert, seine Doktorarbeit schrieb er über den frühen Humanismus. Dieses Thema hat ihn geprägt. So gründete Bänziger mehrere Schulen, die ausserhalb der staatlichen Normen funktionierten und jungen Leuten eine Bildungschance boten, deren Biografien sich ausserhalb der gängigen Norm entwickelt hatten.

Angefangen hat Bänziger nach dem Zweiten Weltkrieg als Leiter des privaten Volksgymnasiums in Zürich, wo die Matura auf dem zweiten Bildungsweg nachgeholt werden konnte. 1951 weitete er das Angebot auf angehende Dolmetscher aus. Nach einem epischen Streit, in dem es unter anderem auch um staatliche Fördergelder ging, verliess Bänziger 1969 die Dolmetscherschule (DOZ) – und gründete im Nebengebäude die (nunmehr ohne Staatsgeld finanzierte) eingangs erwähnte SAL. Hunderte von Übersetzern, Journalisten, Schriftstellern, Drehbuchautoren und Korrektoren sind seither durch seine Schule gegangen.

Zur Jahrtausendwende zog sich Paul Bänziger aus dem operativen Betrieb zurück, der bis 2013 von seiner Frau Suzanne weitergeführt wurde. Doch als gelegentlicher Dozent und stiller Geist wirkte er bis vor wenigen Jahren im Hintergrund weiter. Peu à peu zog sich Bänziger auf seine Alp im Aversertal zurück, wo er sich seiner anderen grossen Leidenschaft widmete: den Geistern und Feen. Im Alter von 96 Jahren ist Bänziger kürzlich verstorben. *Alex Baur*

«Es ist nie zu früh, an morgen zu denken.»

**Lucia Döbeli**  
Head Public Affairs  
zum längeren,  
selbstbestimmten  
Leben

Türkei

## Erdogan à la française

Von Wolfgang Koydl — Installiert er eine Diktatur? Kaum. Recep Erdogan will ein Präsidialsystem nach französischem Vorbild. Viele Türken folgen ihm bereitwillig. Sie haben genug von Europa. Die westliche Hysterie beschleunigt die Entfremdung.



*Der Führer, der es der alten Elite heimzahlt:* Erdogan.



Es ist ja schon richtig. Dieser Präsident hat eine ungeheure, fast schon beängstigende Machtfülle: Er ernennt und entlässt den Regierungschef und die Minister. Er kann das Parlament auflösen und Neuwahlen ansetzen. Er ernennt höchste zivile und militärische Amtsträger. Er kann den Ausnahmezustand ausrufen, was die Verfassung verklausuliert als «erforderliche Massnahme» umschreibt. Der Präsident kann die Mitglieder im Obersten Rat der Richter ernennen, einem Gremium, dem er selbst vorsitzt. Und während seiner Amtszeit geniesst er Immunität vor Strafverfolgung. Der Staatsanwalt kann erst nach seiner Abwahl tätig werden.

Die Rede ist nicht von Recep Erdogan und den Vollmachten, die er bei Annahme des Verfassungsreferendums am 16. April erhalten würde. Die Liste fasst vielmehr jene Paragraphen der französischen Verfassung zusammen, welche die volle Machtfülle von Monsieur le Président umreissen. Der Mann – und vielleicht demnächst die Frau – im Elysée-Palast ist so mächtig wie kein anderes demokratisch gewähltes Staatsoberhaupt in der Welt, den amerikanischen Präsidenten eingeschlossen.

Erdogans Reform, mit der die türkische Republik eine Präsidialverfassung anstelle des parlamentarischen Modells erhalten soll, folgt über weite Strecken diesem Vorbild der Verfassung der Fünften Republik. Nicht zum ersten Mal kopiert die Türkei europäische Rechtssysteme. Republikgründer Mustafa Kemal Atatürk übernahm in den zwanziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts praktisch eins zu eins den Code Napoléon und das Schweizer Strafgesetzbuch.

### Massenverhaftungen und -entlassungen

Ist also die ganze Aufregung um den «Sultan» vom Bosphorus künstlich? Vorverurteilt man nicht mögliche Absichten eines demnächst übermächtigen türkischen Präsidenten, wo es doch ganz schlicht um eine einfache Verfassungsänderung geht, wie sie auch in anderen Staaten gang und gäbe ist? Müsste man dann nicht auch vor François Hollande, einem veritablen neuen Robespierre, erzittern, wenn man dieselben Massstäbe bei der französischen Verfassung anlegte? Warum beginnen Medien und Politiker in Europa zu hyperventilieren, wenn türkische Minister bei Mitbürgern im Ausland um Stimmen werben? Das tut übrigens auch die türkische Opposition in Europa, selbst wenn darüber nicht berichtet wird.

So harmlos ist es freilich auch wieder nicht, was in der Türkei vor sich geht. Auch wenn Rechtsvorschriften und Gesetze wortgetreu kopiert werden, sagt das noch lange nichts darüber aus, wie sie angewandt und umgesetzt werden. So wurde das kopierte Schweizer Strafrecht zwischen Bosphorus und Ararat meist auf eine recht türkische Weise appliziert, die seinen eidgenössischen Urhebern ab-

wechselnd die Zornes- oder die Schamesröte ins Gesicht getrieben hätte – lange bevor Erdogan an die Macht kam.

Und dass der starke Mann der Türkei gewillt ist, seine neue Macht bis zur Neige auszuschöpfen, hat er schon jetzt unmissverständlich klargemacht – mit Massenverhaftungen, Entlassungen von Beamten, Lehrern und Richtern



**Gegenspieler:** Intellektuellen-Prediger Gülen.

sowie der Knebelung der Medien. Darüber hinaus hat er in die neue Verfassung den einen oder anderen Passus einbauen lassen, der im französischen Modell nicht vorkommt, sondern eher auf ein Ermächtigungsgesetz nach unrühmlichem Vorbild aus Nazideutschland hinausläuft. So würde er notfalls per Dekret am Parlament vorbeiregieren können. Die Volksvertreter hätten auch keine Möglichkeit mehr, dem Präsidenten mit Mehrheit das Misstrauen auszusprechen. Nur eine Abwahl könnte ihn von der Macht entfernen. Oder ein Putsch.

Was ist nun Erdogan – ein Staatsmann, der sein Land in einer brandgefährlichen Nachbarschaft durch unsichere Zeiten führen will? Oder ein Diktator, der sich zum Alleinherrscher aufschwingen und die laizistische Republik Türkei in einen islamischen Staat verwandeln will? Die Antwort ist ebenso einfach, wie sie vielschichtig ist: ein bisschen von beidem, und zugleich nichts von beidem. Wichtig ist, zu verstehen, vor welchem historischen und aktuellen Hintergrund er agiert.

In sechs Jahren wird die türkische Republik hundert Jahre alt. Staatsgründer Atatürk hatte sich an Europa orientiert und damit den Applaus der europäischen Eliten eingeholt. Dieser Applaus verhallte erst, als Recep Erdogan 2013 Proteste blutig niederschlagen liess. In früheren Jahrzehnten waren die Europäer

nicht so empfindlich gewesen – vor allem, solange das Militär die Zügel in der Hand gehalten hatte. Anfang der sechziger Jahre trug Europa Ankara erstmals die Mitgliedschaft in seinem Klub an. Dass türkische Putschgeneräle gerade den gewählten Regierungschef Adnan Menderes gehängt hatten, spielte keine Rolle.

Für sehr viele Türken aber war diese Republik während der längsten Zeit ihrer Existenz eine brutale Erziehungsdiktatur, die ihnen einen fremden und verhassten Lebensstil aufzwang – weg vom islamischen Volksglauben, hin zu einem säkularen, kalten Staat. Da schwang tiefe Verachtung für das Volk mit. Oder wie soll man es nennen, wenn Soldaten ein Dorf auf dem Marktplatz zusammenreiben, wo die Bauern dann unter gesenkten Bajonetten einem Schubert-Streichquartett lauschen müssen?

Kein allmächtiger Präsident führte diese Republik, sondern eine Kamarilla kemalistischer Gralshüter: Militär, Staatsbeamte, die Justiz, und die grossen Zeitungshäuser *Hürriyet*, *Milliyet* und *Cumhuriyet* in Istanbul bildeten gemeinsam den *derin devlet*, den tiefen Staat, wie die Türken diese Herrschaftsstruktur furchtsam nannten. Journalisten und missliebige Abgeordnete verschwanden hinter Gittern, der Meinungsfreiheit waren enge Grenzen gesetzt. Jedenfalls wenn sie religiös gefärbt war.

Es ist übrigens kein Zufall, dass Erdogan die Bewegung des islamischen Predigers Fethullah Gülen so erfolgreich zum Staatsfeind Nummer eins hochstilisieren konnte. Dessen Methode, seine Anhänger jahrelang auf Schlüsselpositionen in Militär, Polizei, Justiz und Verwaltung zu hieven, erinnerte viele allzu sehr an die alte Zeit.

### Europas Vorbehalte

Immer wieder muckte das anatolische Hinterland seit dem Tod Atatürks gegen die Europa zugewandten Eliten in den Metropolen Istanbul, Izmir und Ankara auf und wählte islamische Politiker: Adnan Menderes, Turgut Özal, Necmettin Erbakan. Sie alle entfernte der

### Kein Zweifel, dass sein Feldzug gegen das frühere Establishment Züge einer Rachekampagne trägt.

«tiefe Staat» mehr oder minder resolut von der Macht: Nur Menderes endete am Galgen, die anderen wurden weggeputscht oder starben eines unerklärlichen Todes. Bis zu Erdogan. Auch ihn versuchte das alte Establishment loszuwerden, zuletzt mit dem Putschversuch vom Sommer vergangenen Jahres.

Aber Erdogan hielt sich nicht nur im Amt, er drehte den Spiess um: Er entmachtete die Elite und setzte seine eigenen Leute ein. Kein Zweifel, dass sein Feldzug gegen das frühere Esta-

blishment Züge einer Rachekampagne trägt. Aber er wird darin von einer grossen Zahl von Türken unterstützt, wahrscheinlich entspricht diese nach wie vor der Mehrheit. In gewisser Weise hat er in seinem Land eine trumpfsche Revolution vorweggenommen: Er spricht für jene, die bisher nicht gehört wurden.

Diese Menschen wünschen sich eine andere Republik, und sie haben nichts dagegen, wenn der *reis*, der Führer, es der alten Elite heimzahlt. Auch Auslandtürken denken mehrheitlich so, wie die unterschiedlich hohen Teilnehmerzahlen bei Erdogan-Kundgebungen und Anti-Erdogan-Demonstrationen belegen. Dazu kommt, dass nicht wenige der in Deutschland, in den Niederlanden, in Schweden oder in der Schweiz auftretenden Vertreter der türkischen Demokratiebewegung Kurden sind. Sie aber haben ihr eigenes, spezielles Problem mit dem türkischen Staat, unabhängig davon, wer in Ankara regiert. Ganz abgesehen davon, dass ihre mächtigste Vertretung, die Terrororganisation PKK, in vielen Ländern Europas ungehindert politisieren kann.

Für die Mehrheit der Türken aber spielen Europas Vorbehalte, Bedenken und Proteste gegen die neue Verfassung keine Rolle. Im Gegenteil: Sie durchschaut, wie hohl und verlogen Europas hochmögliche Beteuerungen ihrer Werte oft sind. Sie muss dazu nicht einmal tief in die Vergangenheit eintauchen oder sich die Heuchelei in Erinnerung rufen, mit der die Europäer seit Jahrzehnten die Beitrittsverhandlungen Ankaras mit der EU verschleppen.

Heute genügt den Türken ein Blick auf den EU-Flüchtlingsdeal, der den Europäern die Migranten vom Leibe halten soll. Die Türken wissen, dass sie die Schmutzarbeit erledigen müssen, damit die Europäer mit sauberen Händen dastehen können. Gut, sie bekommen Geld dafür. Aber welcher Unterschied besteht zu jenen Zeiten, als anatolische Gastarbeiter in Malmö, Münster oder Maastricht den Müll wegräumten und die Strassen fegten?

### Die Türkei wendet sich ab

Wenn der Türkei-Deal nun als Vorbild für ähnliche Abkommen mit Libyen oder Ägypten zitiert wird, wissen sie, dass sich an den uralten Vorurteilen Europas ihnen gegenüber nichts geändert hat, aller Anbiederei von Atatürks Republik zum Trotz: Tief im europäischen Unterbewusstsein sind sie weiterhin grausam, verschlagen, fremdartig und bedrohlich.

Die Türkei hat sich immer an der jeweils dominierenden Macht orientiert – mal war es Europa, dann lange Zeit die USA. Doch Europa hat seine Glaubwürdigkeit und seine Anziehungskraft verloren. Die Türkei wendet sich ab. Erdogan und sein Referendum sind nur oberflächliche Symptome dieser tektonischen Verschiebung. Aufhalten lässt sie sich nicht. Man sollte nur lernen, mit ihr umzugehen. ○

## Einschätzung

# «In fünf Jahren ist Erdogan kaum mehr an der Macht»

Von Boris Kálnoky — Erdogan wolle die Türkei zu ihren vermeintlichen Wurzeln als islamische Weltmacht zurückführen, sagt Türkei-Kenner Gareth Jenkins. Seine Mission sei von Angst getrieben.

**Herr Jenkins, der türkische Staatspräsident Recep Tayyip Erdogan will ein «exekutives Präsidialsystem». Ist das etwas Neues in der politischen Kultur der Türkei? War das Land nicht sowieso eine Diktatur unter dem Staatsgründer und Modernisierer Mustafa Kemal Atatürk?**

In dem Sinne, dass letztlich ein einziger Mann das Sagen hat, ähneln sich die beiden Systeme. Aber wenn Sie die jetzt geplanten Verfassungsänderungen betrachten und dann mit Atatürks Machtstrukturen vergleichen, wird klar, dass Erdogan mehr offizielle Macht anstrebt, als Atatürk je hatte.

**Wo liegt der grösste Unterschied?**

Unter Atatürk gab es einen Ministerpräsidenten, im neuen System Erdogans würde es keinen geben.

**Ansehen im Volk ist auch eine Macht, eine informelle. War Atatürk nicht beliebter, als Erdogan es jemals sein wird?**

Atatürk genoss immensen Respekt bei einem gewissen Teil der Bevölkerung, vor allem aber bei den damaligen Eliten der Türkei. Und natürlich blickte er gen Westen, unterstrich immer, dass die Türkei von Europa lernen muss. Erdogan geniesst grosses Ansehen in den weniger gebildeten Schichten der Bevölkerung. Wenn Sie so wollen, gab es unter Atatürk eine Eliten-Diktatur, die an Europa orientiert war, und unter Erdogan würde es eine populistische Diktatur geben, die sich von Europa abwendet.

**Wohin will Erdogan das Land führen? Ist der politische Islam seine Vision, oder geht es ihm um persönliche Macht?**

Ich glaube nicht, dass er da einen Unterschied macht. Er versteht sich selbst als eine bedeutende historische Figur und sieht

---

«Erdogan strebt mehr offizielle Macht an, als Atatürk sie jemals hatte.»

---

seine Mission darin, die Türkei zu ihren vermeintlichen Wurzeln einer islamischen Weltmacht zurückzuführen. Damit er das erreicht, strebt er vollkommene persönliche Macht an, um die Gesellschaft umzuformen.

**Berichten westliche Medien fair über ihn, oder wird er unzulässig dämonisiert?**



«Höhepunkt überschritten»: Erdogan.

Es gab und gibt erhebliche Schwächen in der Berichterstattung. Vor zehn Jahren etwa wurde er als liberaler Reformier gefeiert. Das war übereilt und mehr von Hoffnung als von Fakten getrieben. Inzwischen hat das Pendel zur anderen Seite geschwungen. Dass jetzt so negativ berichtet wird, ist zwar nicht unbedingt unangemessen. Die grösste Schwäche in der Berichterstattung sehe ich in deren Lückenhaftigkeit. Das sehr blutige und massive Vorgehen der Sicherheitskräfte im Südosten wird kaum beleuchtet. Es gibt in den Medien zu wenig Details über Dinge, die tatsächlich passieren.

**Wie mächtig ist Erdogan wirklich?**

Seine Macht ruht auf immer fragileren, angespannteren Grundlagen. Er zieht die Repressionsschraube immer fester an, weil er Angst hat, dass ihm die Macht entgleiten könnte. Trotz aller Kontrolle über die Medien, trotz aller personeller Säuberungen auch an den Schulen und Universitäten ist seine Popularität in den letzten Jahren nicht gestiegen und hat ihren Höhepunkt wohl überschritten.

**Man kann ja unbeliebt sein und trotzdem die totale Macht in den Händen halten.**

Er hat natürlich einen imposanten Machtapparat aufgebaut. Aber seine Position und sein Einfluss basierten früher auf echtem Rückhalt im Volk, nicht auf Repression. Das war eine viel solidere Basis. Inzwischen ist die Begeisterung für ihn viel schwächer geworden. Er trat ursprünglich mit dem Versprechen «Frieden, Wohlstand, Ansehen in der Welt» an. Davon ist nichts geblieben: Es gibt keinen Frieden, das Wirtschaftswachstum der ersten Jahre ist einer Stagnation mit steigender Arbeitslosigkeit gewichen, und die



Türkei hat ihr Ansehen in der Welt verloren und ist völlig isoliert. Eine echte strategische Partnerschaft hat die Türkei mit keinem Land mehr, Erdogan gilt in den Augen der meisten Regierungen als toxisch. Der einzige verbliebene Freund ist vielleicht Katar. All das schwächt Erdogan und steigert seine Angst, die Macht zu verlieren. Von daher kommt auch seine Neigung zu repressiver Politik. Seine Verschwörungstheorien sind vor allem Versuche, sein Scheitern in diversen Politikbereichen zu erklären.

#### Wird er das Referendum gewinnen?

Wenn es frei und fair wäre, wahrscheinlich nicht. Aber da die Medienlandschaft fast völlig von der Regierung kontrolliert ist, wird das Referendum nicht fair verlaufen. Erdogan könnte verlieren – die Umfragen sehen die Nein-Stimmen im Vorteil. Dennoch ist zu erwarten, dass Erdogan sich durchsetzt, notfalls mit einem gewissen Mass an Manipulation.

#### Sie meinen Wahlbetrug?

Das ist denkbar, aber nur in bescheidenem Ausmass. Bei den Kommunalwahlen 2014 gab es in manchen Städten verdächtige Ergebnisse – unter anderem einen auffällig hohen Anteil ungültiger Stimmen in Oppositionshochburgen. Wahlmanipulationen sind aber nur in relativ geringem Umfang machbar, ohne dass sie zu offenkundig werden, um zwei oder drei Prozent der Stimmen herum. Wenn das nicht reicht, hat Erdogan ein Problem. Eine andere Sorge ist, dass viele

Erdogan-Gegner dem System nicht mehr vertrauen und gar nicht wählen gehen.

#### Wird Erdogan in zehn Jahren noch an der Macht sein?

Das kann ich mir nicht vorstellen. Ich würde mich sogar wundern, wenn er in fünf Jahren noch an der Macht ist. Jetzt ist davon die Rede, dass es im November 2019 Parlamentswahlen geben könnte. Wenn Erdogan bis dahin noch regiert, dürfte seine Position bereits sehr geschwächt sein.

#### Was bedeutet der gegenwärtige Konflikt mit der Türkei für die EU – politisch und wirtschaftlich?

Politisch ist es für die EU ein Weckruf, dass ihre Appeasement-Politik und ihr Glaube an *soft power* nicht funktioniert haben. Sie hat die Türkei nicht beeinflussen können. Wirtschaftlich ist es für die EU kein Problem. Aber umgekehrt wird die Türkei wirtschaftlich leiden, wenn sich die Beziehungen weiter verschlechtern.

#### Und was bedeutet der Konflikt für die Nato?

Es ist ein unverhofftes Geschenk für Wladimir Putin, wenn wichtige Nato-Verbündete streiten. Erdogans konfrontative Politik hat die Nato geschwächt und ihre Fähigkeit verringert, dort zu handeln, wo sie handeln muss – vor allem im Nahen Osten.

#### Erdogan hat sich nach erheblichen Spannungen wieder mit Russlands Präsidenten Putin versöhnt. Wie tragfähig ist diese Verbindung?

Putin versteht Erdogan viel besser als Erdogan Putin versteht. Es war clever von den

Russen, vor dem Nato-Gipfel im letzten Sommer auf die Türken zuzugehen. Putin hat Erdogan im Griff. Es ist den Türken nicht einmal gelungen, Russland zur Aufhebung aller Sanktionen zu bringen, die es verhängte, nachdem die Türkei 2015 ein russisches Kampfflugzeug über Syrien abgeschossen hatte. Auch auf die russische

#### «Die Gülenisten empfinden Erdogan und seine Clique daher als Emporkömmlinge.»

Syrien-Politik hat die Türkei keinen Einfluss. Putin hält hier alle Karten in der Hand, und er spielt sie sehr kompetent aus. Das Verhältnis ist keine strategische Partnerschaft, Putin traut Erdogan auch nicht. Im Grunde sind die Türken abhängig von den Russen.

#### Seit dem Putschversuch im vergangenen Sommer ist viel vom islamischen Prediger Fethullah Gülen die Rede, der in den USA lebt, und von seiner Bewegung. Gülen und Erdogan sind jetzt Todfeinde. Aber worin unterscheiden sie sich?

Theologisch unterscheiden sich die Gülen-Bewegung und Erdogans Partei AKP kaum. Es ging zwischen Gülen und Erdogan immer um Macht, um Seilschaften und politischen Einfluss. Die Gülenisten setzten auf eine Politik des «Marsches durch die Institutionen», besonders im Bildungswesen, um den damaligen säkularen und vom Militär dominierten Staat zu unterwandern. Damals gab es die AKP noch nicht. Die Gülenisten empfinden Erdogan und seine Clique daher als Emporkömmlinge. Die Vorgängerorganisation der AKP – die Milli-Görüs-Bewegung des mittlerweile verstorbenen Islamisten Necmettin Erbakan – setzte dagegen seit den siebziger Jahren auf eine Transformation durch islamische Unternehmen. «Kauft nur bei Gläubigen», lautete die Idee. Beide Ansätze haben teilweise funktioniert. So entstand eine gebildete, islamische, reiche Bourgeoisie, die der später gegründeten AKP dann zur Macht verhalf. Der Streit zwischen Erdogan und Gülen ist ein Streit um die Macht, der ausbrach, als der gemeinsame Gegner – das Militär – politisch besiegt war und es um die Aufteilung der Pfründen ging.

#### Gegen eigene Gesetze



Einbahn: bulgarischer Politiker Hayrula.

Derzeit reisen türkische Politiker in Länder wie die Schweiz, die Niederlande, Deutschland oder Österreich. Die türkische Regierung fordert lautstark deren Recht ein, dort Wahlkampf vor Auslandstürken zu betreiben. Umgekehrt verweigert sie ausländischen Politikern dasselbe

Recht auf türkischem Boden. Laut dem türkischen Oppositionsführer Kemal Kilicdaroglu hatte der bulgarische Minderheitenpolitiker Erdinc Hayrula in Ankara um Erlaubnis gebeten, eine Wahlkampfede in der Türkei zu halten. Er wollte sich an bulgarisch-türkische Doppelbürger wenden. Das sei ihm aber verboten worden. «Im November 2016 wurde dem Abgeordneten Erdinc Hayrula die Einreise in die Türkei mit seinem Diplomatenpass von den türkischen Behörden verweigert», bestätigt das bulgarische Aussenministerium auf Anfrage.

Der Fall des bulgarischen Politikers hat nun aber Fragen zu den rechtlichen Grundlagen für Auftritte von Türken im Ausland aufgeworfen. Ein Gesetz von 2008 verbietet nämlich solche Wahlkampfveranstaltungen im Ausland. Erst im Februar hielt der türkische Wahlausschuss fest, die Bestimmung gelte auch für das anstehende Referendum zum Präsidialsystem.

Boris Kálnoky



Gareth Jenkins ist Buchautor und Berater. Er lebt Istanbul.

## «Einfach nur absurd»

Von Urs Gehriger — Bilgili Üretmen, 41, ist der populärste Erdogan-Befürworter Deutschlands. Der türkische Präsident sei ein aufrichtiger Verfechter der Demokratie. Westlichen Medien fehle jegliches Mass an Fairness, sagt der Blogger.

Massenverhaftungen, Entlassungen, Einschränkung der Meinungsfreiheit: Die Schlagzeilen über die Türkei wühlen Europa auf. Sie sind ein Sohn türkischer Einwanderer und glühender Verteidiger von Recep Erdogan. Was fasziniert Sie am türkischen Präsidenten?

Während Jahrzehnten hat meine Familie Geld an unsere Verwandten in die Türkei geschickt, damit diese dort zum Arzt gehen und ein einigermaßen normales Leben führen konnten. Das ist heute nicht mehr nötig. Als Erdogan 2003 zum Ministerpräsidenten gewählt wurde, sorgte er zuerst dafür, dass allen Bürgern – egal, ob arm oder reich – ärztliche Versorgung zugesichert wurde. Meine Cousine musste 600 Kilometer von zu Hause entfernt studieren, weil sie ein Kopftuch trug. Erdogan hat dafür gesorgt, dass Frauen im Sinne der Religionsfreiheit mit Kopftüchern in öffentlichen Institutionen gleiche Rechte erhielten. Ausserdem hat er die Zahl der Universitäten verdreifacht und die Korruption massiv gesenkt. Es gibt keine Alternative zu Erdogan. Vom Charakter und Typus passt er am besten zu den Menschen in der Türkei.

Mit der Verfassungsreform will Erdogan seine Macht ausbauen. Als Präsident wäre er zugleich Staats- und Regierungschef und könnte weitgehend per Dekret regieren. Sein Einfluss auf die Justiz würde weiter zunehmen. Trotzdem sehen Sie in Erdogan einen Verfechter der Demokratie. Wie das?

In der Türkei haben wir vier Putsche hinter uns. Jede Regierungskoalition hat das Land bis zu zehn Jahre in der Entwicklung zurückgeworfen, weil sie sich nie einig wurden. Da sage ich, dass ein Präsidialsystem Stabilität schaffen könnte. Die achtzehn Artikel, die in der Verfassung geändert wurden, werden hier nie fair durchleuchtet. So wird stets ausgeblendet, dass Erdogan als Präsident heute lediglich wegen Staatsverrats angeklagt werden kann. Unter dem Präsidialsystem könnte er mit Zweidrittelmehrheit sogar wegen Diebstahls eines Kaugummis angeklagt werden.

Gemäss neuer Verfassung könnte Erdogan bis 2034 an der Macht bleiben. Das ist fast eine Amtszeit auf Lebenszeit.

Tatsache ist doch: Wenn Erdogan bis 2034 an der Macht bleiben will, müssen ihn die Türken auch an die Macht wählen. Er steht nicht über dem Volk.



«Er steht nicht über dem Volk»: Aktivist Üretmen.

Der Chef des türkischen Anwaltsverbands, der 80 000 Juristen vertritt, hat das angestrebte Präsidialsystem als «Sultanat» bezeichnet. Liegt er total falsch?

Wenn er das sagt, heisst dies nicht, dass alle 80 000 Juristen dieser Meinung sind. Die gegenwärtige Verfassung ist eine von einer Militärjunta diktierte Verfassung. Allein deswegen gilt es, Anpassungen vorzunehmen. Im Westen heisst es immer, die Meinungsfreiheit in der Türkei gehe unter. So ein Schwachsinn. Am Weltfrauentag haben in der Türkei Zehntausende gegen Erdogan und für Frauenrechte demonstriert. Da wurde niemand verprügelt, da wurde niemandes Meinung eingeschränkt. Schauen Sie sich einmal in Kiosken von Istanbul um. Da liegt ein gutes Dutzend Satirezeitschriften frei zum Verkauf auf, die Erdogan aufs übelste verunglimpfen. Wie passt das zum Klischee der geknebelten Presse?

In einem Beitrag des ZDF sagten Sie: «Selbst ich hätte ein mulmiges Gefühl, wenn ich an der türkischen Grenze stehen würde.» Sie verglichen die Stimmung in der Türkei mit der Hexenjagd im Mittelalter.

Das ZDF hat meine Aussage unvollständig wiedergegeben. Ich bin der populärste Erdogan-Befürworter in Deutschland und habe auch viele Feinde. Diese könnten irgendein Gerücht gegen mich in Umlauf bringen. Zum Beispiel, dass ich 5000 Euro von Gülen-Anhängern bekommen hätte. Dann würde ich an der Grenze wohl zu einem Verhör abgeführt. Aber weil ich eine saubere Weste habe, fürchte ich die türkischen Sicherheitsdienste nicht. Dieser Nachsatz wurde vom ZDF rausgeschnitten. So arbeiten Medien leider.

Die Justiz Erdogans steht in der Kritik. Es

sei nicht transparent, was den Angeklagten genau vorgeworfen werde.

Das türkische Militär hat auf sein eigenes Volk geschossen. Es sind 260 Menschen gestorben. In einer Notsituation wird erstmals radikal gesäubert, damit so etwas nicht mehr vorkommt. Seit dem Terroranschlag von Nizza herrscht in ganz Frankreich bis heute der Ausnahmezustand. Das kann ich nachvollziehen. Aber man sollte aufhören, die Türkei einseitig zu kritisieren. Die Menschen wollen keinen Putsch mehr. Deswegen ist das Präsidialsystem so wichtig. Wir Türken brauchen einen Menschen wie Erdogan, der uns anführt, der stark ist und auf den Tisch hauen kann.

Können Sie verstehen, dass es Bürger in Europa skeptisch stimmt, wenn in der Türkei der Ruf nach der Wiedereinführung der Todesstrafe erschallt?

Es ist nicht Erdogan, der die Todesstrafe fordert. Es ist das Volk, das danach ruft. Ausserdem sollte diese nur für künftige Putschisten und Kinderschänder gelten. Nicht wie in den USA für Mörder.

Die Türkei hat den Antrag gestellt, Mitglied der EU zu werden. Führt die Türkei die Todesstrafe ein, ist ein Beitritt vom Tisch.

Die Türkei wird nicht in die EU eintreten. 75 Prozent der Türken lehnen einen Beitritt ab. Da ist die Argumentation: «Die Türkei möchte in die EU eintreten, deswegen mischen wir uns in ihre Angelegenheiten ein», einfach nur absurd. Die Türkei baut in Istanbul einen der weltgrössten Flughäfen. Das Zentrum der europäischen Luftfahrt wird sich von Frankfurt in die Türkei verschieben. Ausserdem ist die Türkei in die Waffenindustrie eingestiegen.

Ihrer Ansicht nach ist es die Angst vor der wachsenden Macht der Türkei, die Europäer gegen Erdogan aufbringt?

Richtig. Erdogan hat mit Putin den Vertrag des Projekts Turkish Stream unterzeichnet, einer Pipeline, die ab 2019 Gas über die Türkei in den Westen liefern wird. Europa wird zunehmend von der Türkei abhängig werden. Sehen Sie, der Flüchtlingsdeal ist doch Pillepalle. Nie im Leben würde Erdogan Flüchtlinge aus Vergeltung in die EU lassen. Die braucht er für seine eigene Volkswirtschaft. Und er würde sie aus menschlichen Gründen nicht abschieben. Aber wenn so etwas wie jüngst in den Niederlanden noch einmal passiert, wo eine türkische Ministerin des Landes verwiesen wurde, sperrt Erdogan nicht Diplomaten aus, dann wird er den Gashahn zudrehen. ○



# Burkhalter fährt Schlitten mit der Schweiz

Von Hubert Mooser — Aussenminister Burkhalter reitet gern auf Prinzipien herum. Aber die Neutralitätspolitik gestaltet er so, wie sie gerade in seine internationale Agenda passt.

Der politische Hickhack um den Auftritt des türkischen Aussenministers Mevlüt Cavusoglu dauerte eine Woche, und er gab Bundesrat Didier Burkhalter wieder einmal Gelegenheit, sich wortreich in Szene zu setzen. «In kritischen Situationen muss man den Rahmen abstecken, der Prinzipien und Handlungsfelder beinhaltet», verkündete er letzten Samstag am Westschweizer Radio. Burkhalter sprach über die verschiedenen Aspekte, die man dabei berücksichtigen müsse, Redefreiheit und Sicherheit, die Beziehungen zwischen der Schweiz und der Türkei. Und er kam zum Schluss: Die Schweiz müsse das Prinzip der Redefreiheit hochhalten. «Damit wir anderen Ländern und der Türkei zeigen können, dass sie dieses Recht genauso entwickeln und garantieren sollen wie die Schweiz.» Aber seinen Ausführungen konnten diesmal nicht einmal ihm sonst wohlgesinnte Genfer Linke wie SP-Nationalrat

Carlo Sommaruga folgen. Eine öffentliche Propagandaveranstaltung zur umstrittenen und emotional aufgeladenen Abstimmung über das türkische Verfassungsreferendum, das ist für Sommaruga eine rote Linie.

## Hauptsache, Held

Die brenzlige Situation ist inzwischen entschärft, weil der türkische Minister den geplanten Auftritt am Wochenende kurzfristig wieder

## Unverfroren mischte er sich in die Politik anderer Staaten ein.

abgesagt hat. Aber der Präsident der Aussenpolitischen Kommission des Nationalrates (APK), Nationalrat Roland Büchel, macht keinen Hehl aus dem, was er von Burkhalters Darbietung

hält. Bedenklich und fragwürdig habe sich der Aussenminister verhalten. Es war auf jeden Fall ein kurvenreicher Slalom. Zuerst redete Burkhalter die Sicherheitsbedenken des Zürcher Polizeivorstehers Mario Fehr (SP) klein. Als das Hotel «Hilton», wo Cavusoglu auftreten wollte, das Meeting absagte, bot Burkhalter bei der Suche nach einem anderen Veranstaltungsort Hilfe an. Seit der Absage Cavusoglus lässt nun Burkhalters Stab durchsickern, der Schweizer Aussenminister habe mehrere Telefonate mit seinem türkischen Amtskollegen geführt, er habe ihm dabei die Situation in der Schweiz erörtert. Unterschwellig wird damit angedeutet, der Aussenminister habe Amtskollege Cavusoglu zu einer Absage überreden können. Egal, wie viele diplomatische Pirouetten er dreht, Burkhalter findet am Ende immer einen Dreh, damit er als Held glänzen kann.

Dafür hat er ein paar andere Prinzipien über Bord geworfen. Ein neutraler Staat dürfe auf seinem Territorium keinerlei Aktivitäten in Zusammenhang mit Auseinandersetzungen in einem Drittland dulden, sagt alt Nationalrat Ulrich Schlüer.

Wie man im Eidgenössischen Departement für auswärtige Angelegenheiten (EDA) über Neutralität denkt, hat der frühere Schweizer Topdiplomate Tim Guldemann, inzwischen SP-Nationalrat, während der Debatte zum Aussenpolitischen Bericht 2016 im Nationalrat unmissverständlich klargemacht. Guldemann spricht von einer «leidigen Diskussion». Für Aussenminister Burkhalter ist die Neutralität nicht eine Säule des Staates, sondern lediglich ein nach Gutdünken einzusetzendes Instrument der Aussenpolitik. Von der integralen Neutralität, wie sie die Schweiz bis in die neunziger Jahre pflegte – man hält sich heraus und bezieht keine Position –, hat sich das Land längst verabschiedet. Schon Burkhalters Amtsvorgängerin Micheline Calmy-Rey (SP) definierte die Neutralität ganz nach ihrem Bedarf. Sie prägte den Begriff der aktiven Neutralität: Die Schweiz solle sich bei internationalen Konflikten im Stil eines Verkäufers als Vermittler einbringen.

Auch Burkhalter ist überzeugt, dass die Schweiz auf der Welt etwas bewegen könne. Aber bis heute ist er den Beweis dafür schuldig geblieben. Burkhalter lebe in einem eigenen Kosmos, spötteln andere Bundesräte. Er spreche häufig von Durchbruch, wenn die Fronten unverändert seien – zuletzt bei den Gesprächen mit der EU zur Masseneinwanderung. Ulrich Schlüer sieht in Burkhalter inzwischen fast eine



**Kurvenreicher Kurs:** Didier Burkhalter (r.), Guy Parmelin (M.).

Art Anti-Bruder-Klaus. Kein Wunder, wolle die Landesregierung keine offizielle Gedenkfeier zum 600. Geburtstag des Mystikers und Mittlers aus Obwalden organisieren. Dabei hält zum Beispiel CVP-Präsident Gerhard Pfister die Kernbotschaften des Eremiten, egal, ob sie ihm später zugewiesen wurden, auch heute noch für eine auf die Schweiz zugeschnittene aussenpolitische Strategie. Die Schweiz solle sich nicht überschätzen, sich nicht in fremde Angelegenheiten einmischen und sich nicht an fremde Herrschaften binden.

### Bald im Uno-Sicherheitsrat?

Bruder Didier tut genau das Gegenteil: Er bietet sich mit dem Megafon in der Hand bei jedem internationalen Konflikt als Vermittler und Mediator an. Unverfroren mischte er sich in die Politik anderer Staaten ein, etwa wenn er Fifa-Chef Sepp Blatter nach Burundi schickte, damit dieser dem dortigen Despoten den Rücktritt schmackhaft mache.

Als US-Präsident Donald Trump eine Einreisesperre für Angehörige bestimmter muslimischer Staaten erliess, trompetete Burkhalter auf allen Kanälen, das gehe in die falsche Richtung. Er machte sich für ein Rahmenabkommen mit der EU stark, bei dem der Europäische Gerichtshof (EuGH) im Konfliktfall das letzte Wort hat.

Konsequent trieb er im vergangenen Jahr auch die Kandidatur der Schweiz als nichtständiges Mitglied des Uno-Sicherheitsrats für die Periode 2023/24 voran. Wenigstens hier stehen bei seinen Parteikollegen die Lampen auf Rot. «Eine Mitwirkung im Sicherheitsrat würde ich als kritisch empfinden», warnt FDP-Aussenpolitiker Hans-Peter Portmann. «Dort geht es um Machtpolitik, also um eine parteiische Politik. Das können wir nicht unterstützen.»

Oberste Maxime von Burkhalters aussenpolitischen Manövern ist eine schwammige und nebulöse Definition der Neutralität. Die Umsetzung der Neutralitätspolitik hänge von der Analyse des aktuellen internationalen Umfelds ab. Gerade der geplante Auftritt des türkischen Aussenministers in der Schweiz und Burkhalters kurvenreicher Kurs haben gezeigt, wie konzeptlos die Schweizer Diplomatie zuweilen vorzugehen pflegt.

Es könnte anders sei: Schon im letzten Jahr haben Burkhalter die anderen Bundesräte höflich und nett nahegelegt, eine Länderstrategie zu Russland und der Türkei zu erarbeiten. Bis heute liegt kein solches Papier vor. Meistens erfahren die Bundesräte jedoch ohnehin aus der Presse, auf welch rutschiges Terrain sie der Aussenminister wieder geführt hat – wie letzte Woche: Im Brief an den Zürcher Regierungsrat zum geplanten Auftritt des türkischen Aussenministers betonte Burkhalter, der Bundesrat sehe keinen Grund, die Veranstaltung zu verbieten. Der Bundesrat? Den Brief erhielten die anderen Bundesräte erst hinterher. Der Aussenminister nimmt es mit seinen Prinzipien nicht so genau. ○



Bundesrätliche Bedenken: Dalai Lama, 1973 in Genf.

## Demokratie

# Als sich James Schwarzenbach für den Dalai Lama einsetzte

*Von Philipp Gut* — Politische Reden von Ausländern konnten in der Schweiz lange untersagt werden. Dafür gab es gute Gründe, wie die interessante Geschichte dieses Verbots zeigt.

Der Bundesrat hob den sogenannten Rednerbeschluss, der ausländischen Politikern die Agitation in der Schweiz verbieten konnte, per 30. April 1998 auf. Er kam damit einer Forderung des Ständerats vom September 1996 nach. Der Zeitpunkt dieser Aufhebung spiegelte die allgemeine Stimmungslage der 1990er Jahre: Der Kalte Krieg war vorbei, die Regierung und fast sämtliche Parteien steuerten den Beitritt der Schweiz zur EU an. «Öffnung», lautete das Zauberwort der Stunde. Eingeführt worden war der Rednerbeschluss genau fünfzig Jahre zuvor als Mittel zur Abwehr eines möglichen politischen Umsturzes. Anlass waren damals die Machtübernahme der Kommunisten in mehreren mittel- und osteuropäischen Ländern und der Beginn des Kalten Kriegs.

Politische Reden von Ausländern ohne Niederlassungsbewilligung waren nicht generell untersagt. Vor ihren Auftritten mussten sie aber eine Bewilligung einholen. Zuständig dafür waren in erster Linie die Kantonsregierungen, doch behielt es sich der Bundesrat vor, auch selbst über die Zulassung oder Ablehnung eines ausländischen Redners zu entscheiden. Die Zustimmung sollte verweigert werden, wenn «eine Gefährdung der äusseren

oder inneren Sicherheit des Landes oder Störungen von Ruhe und Ordnung zu befürchten» waren. Man war überzeugt, «dass, wenn im Moment grosser politischer Spannungen ausländischen politischen Rednern vollständige Meinungsfreiheit gewährt wird, daraus grösste Schwierigkeiten erwachsen können», wie es in einer Notiz des Rechtsdiensts des Eidgenössischen Politischen Departements, des heutigen EDA, vom Mai 1950 heisst.

### Wann gab es ein Redeverbot?

In welchen Fällen wurde das Redeverbot für Ausländer tatsächlich verhängt? Antwort darauf geben die Diplomatischen Dokumente der Schweiz. Dabei zeigt sich, dass die Behörden nicht einfach mit dem Salzstreuer Verbote verteilten, sondern sich an der Konjunktur internationaler Konflikte orientierten. So dominierten in der Anfangsphase des Kalten Kriegs Redeverbote für französische Kommunisten und Linksextreme in der Romandie, in den späten 1960ern stand der Vietnamkrieg und in der ersten Hälfte der 1970er die Tibetfrage im Fokus. Danach wurden kaum mehr Verbote ausgesprochen. Der Fall Pierre Cot – Der ehemalige Minister in der linken französi-



schen Volksfrontregierung von Léon Blum war ein überzeugter Kommunist und weibelte im Kalten Krieg für eine «aktive Neutralität». Der Staatsrat wollte ihm im April 1949 einen Auftritt an einer «Friedensveranstaltung» in Genf genehmigen, doch der Bundesrat legte sein Veto ein. Eine Bewilligung sei nicht opportun, da die Konferenz rein politischer Natur sei und einzig zum Ziel habe, die kommunistischen Argumente gegen den Nordatlantiktakt zu ventilieren.

Das westliche Verteidigungsbündnis wurde damals gerade aus der Taufe gehoben. «In der heutigen Lage <zwischen Krieg und Frieden> haben sich extremistisch eingestellte Ausländer jeder politischen Tätigkeit in der Schweiz zu enthalten», schrieb das Justiz- und Polizeidepartement in seinem Antrag an den Gesamtbundesrat vom 5. April 1949. Diese Haltung entspreche der Linie, «dass wir auf innenpolitischem Gebiet all dem entgegenzutreten haben, was unsere demokratische Staatsform gefährden könnte». Deshalb sei der Vortrag des französischen Staatsangehörigen Cot in der Schweiz zu verbieten. 1954 erhielt Cot dann übrigens den Internationalen Stalinpreis für den Frieden – eine offizielle Auszeichnung der Sowjetunion.

**Krawtschenko und der Gulag** — Die Schweizer Behörden urteilten keineswegs einseitig. Das zeigt die Auseinandersetzung um Wiktor Krawtschenko. Der ehemalige sowjetische Beamte hatte die von Stalin verantwortete Hungerkrise in der Ukraine miterlebt, war dann in den Westen geflüchtet und berichtete in seinem Buch «Ich wählte die Freiheit» über den Gulag, die sowjetischen Arbeits- und Todeslager.

Westliche Kommunisten bezichtigten Krawtschenko, ein Lügner zu sein, er verklagte darauf unter anderen Autoren der kommunistischen Zeitschrift *Les lettres françaises*. In Paris kam es deswegen zu einem aufsehenerregenden Prozess. Im April 1949 lehnte es der Bundesrat ab, dass sowohl Krawtschenko als auch seine stalinistischen französischen Gegner in der Schweiz

aufträten. «Die Verlagerung dieser Auseinandersetzungen durch Ausländer auf Schweizerboden kann nicht geduldet werden», so das federführende Justizdepartement. In Zeiten grosser internationaler Spannungen könne im Interesse der inneren und äusseren Sicherheit des Landes «den Ausländern keine parteipolitische Propaganda oder Agitation gestattet werden».

**Bewilligung für Nordvietnamesen** — Am 15. Juli 1966 entschied der Bundesrat, dass er bis auf weiteres selbst befinde, ob ausländische Redner mit Bezug auf den Vietnamkonflikt in der Schweiz agitieren dürften. Am 22. Juni 1970 bewilligte die Landesregierung einen Auftritt eines nordvietnamesischen Vertreters an einer Veranstaltung der kommunistischen Partei der Arbeit (PdA) in Zürich. Dies allerdings mit der Auflage, dass nur Parteimitglieder teilnahmen und dass keine schriftliche Propaganda erfolge.

Analoge Bewilligungen wurden auch für Veranstaltungen in Basel, Bern und im Tessin erteilt. Weil die Bedingungen jedoch nicht eingehalten wurden, schwenkte der Bundesrat in der Folge auf eine restriktivere Linie um. Dies immer im Bestreben, «unser Land nicht zur Plattform für Auseinandersetzungen und Propagandaaktionen kriegführender Parteien zu machen». Mit diesem Prinzip, «das auch unserer Neutralität entspricht, sind wir gut gefahren».

**«Beschämung» wegen Behandlung des Dalai Lama** — Im August 1973 ersuchte der Dalai Lama um eine Einreisebewilligung für sich und ein Gefolge von fünf Personen. Diesem sowie einem weiteren Einreisebegehren mit dem Ziel einer ärztlichen Behandlung in einer Schweizer Klinik entsprach der Bundesrat.

Doch er verlangte vom Dalai Lama, dass er auf politische Tätigkeiten verzichte. Nationalrat James Schwarzenbach, der Urheber der

nach ihm benannten Initiative zur Begrenzung der Einwanderung, setzte sich in der Folge für den Dalai Lama ein. Das Redeverbot müsse «Beschämung» hervorrufen, und diese sei «umso berechtigter, als sich das tibetische Oberhaupt bisher nie ausfällig gegen die Regierung in Peking geäussert hat». Der Dalai Lama habe sich vielmehr mit einer «hasslosen Sachlichkeit» um den Frieden in Tibet bemüht, «obwohl Hunderttausende seiner Landsleute zum grossen Teil auf bestialische Weise von den Rotchinesen umgebracht wurden».

Angesichts der Tatsache, dass der Dalai Lama nicht nur das geistliche, sondern auch das weltliche Oberhaupt seines Volks sei, hielt der Bundesrat Schwarzenbach entgegen, sei es angezeigt, ihn «im Bezug auf politische Erklärungen oder Manifestationen auf die von einem Ausländer während seines Aufenthaltes in der Schweiz zu beachtende Zurückhaltung hinzuweisen». ○

Schweiz

## Alles begann in Lausanne

### Wie die moderne Türkei entstand.

Ende des 19. Jahrhunderts hielten sich an den höheren Schulen und Universitäten der Westschweiz viele oppositionelle oder bildungshungrige Muslime aus dem Osmanischen Reich, «jungtürkische» Aktivisten und nationalistische Agitatoren auf. Zahlreiche Kadermitglieder der späteren kemalistischen Partei haben an den Universitäten von Genf und Lausanne studiert. Die moderne Türkei wurde am 24. Juli 1923 am Genfersee geboren. Jedes türkische Schulkind weiss, dass im Vertrag von Lausanne im Wesentlichen das heutige Staatsgebiet festgelegt und der Alleinanspruch der Türkei auf Kleinasien durchgesetzt wurde. In Lausanne wurde nachträglich auch die Vertreibung von Griechen und Türken legalisiert. Unter das beispiellose Massaker an den Armeniern von 1915/16 zog man einen Strich; mehrere in der «Armenienhilfe» engagierte Schweizerinnen und Schweizer hatten eindrücklich über diesen Völkermord berichtet.

Nach der Vertreibung des Sultans vertrat die Schweiz die diplomatischen Interessen der Türkei in Deutschland, Österreich, Ungarn und Rumänien. Unter der Einheitspartei des aufgeklärten Despoten Kemal Atatürk erfolgte die Verdrängung des Islam aus der Politik, die Durchsetzung eines rigorosen Nationalismus und eine zeittypische Führerverehrung. Weil Justizminister Mahmut Esat Bozkurt in Freiburg doktriniert hatte, übernahm die Türkei 1926 das schweizerische Zivil- und Obligationenrecht, was eine eigentliche Revolutionierung des dortigen Rechtssystems bedeutete.

Durch den Vertrag von Montreux erhielt die Türkei 1936 die volle Souveränität über die Meerengen zurück. Im Zweiten Weltkrieg blieb die Türkei neutral, und die ebenfalls neutrale Schweiz zog daraus dank mancher Geheiminformationen bedeutenden Nutzen. Aus Deutschland vertriebene Wissenschaftler fanden 1933 in der Türkei angesehene Lehrstühle, um später in die Schweiz zu wechseln – so der als Liberaler von den Nazis abgesetzte Ökonom Wilhelm Röpke, später Professor in Genf, sowie der jüdische Chirurg Rudolf Nissen, später Direktor der Basler Universitätsklinik.

Nach 1945 lehnte sich die Türkei mehr noch als unser Land an den Westen an, wurde 1952 Nato-Mitglied und demokratisierte sich zunehmend. Seit 1960 kam es zu einer grossen legalen wie illegalen türkischen Einwanderung in die Schweiz, so dass die Türken hierzulande die höchste Zahl von Muslimen stellen.

Christoph Mörgeli



Flüchtling Krawtschenko, 1948.

«Die Verlagerung dieser Auseinandersetzungen durch Ausländer auf Schweizerboden kann nicht geduldet werden.»

# Erdogan und die Seele der Osmanen

Von Peter Keller — Präsident Erdogan ist ohne den dramatischen Hintergrund der türkischen Geschichte nicht zu verstehen. Vom blutigen Zusammenbruch des Osmanischen Reichs bis hin zur elitären Austreibung des Islam durch Staatsgründer Atatürk: Erdogan will den Bruch zwischen Tradition und Moderne überwinden.

Selbst in der Endphase des mörderischen Weltkrieges ist so etwas wie Behaglichkeit möglich. Im Dezember 1917 macht sich eine osmanische Delegation auf zu Kaiser Wilhelm. Man reist gediegen per Zug von Istanbul durch den Balkan bis nach Bad Kreuznach, wo das deutsche Hauptquartier in einem Kurhotel untergebracht ist. Weiche Teppiche und livrierte Diener inklusive. Der Heeresbericht vermeldet derweil «lebhaftige Feuertätigkeit» an der Westfront.

Der Staatsbesuch sollte das deutsch-türkische Bündnis stärken und nach aussen bekräftigen. Die *Norddeutsche Zeitung* berichtet ergeben über die Visite von Mehmed Vahideddin, dem Thronfolger des «edlen Osmanischen Reiches», «mit dem wir in unerschütterlicher Treue verbunden und in allen Fragen des Kriegs und Friedens eines Sinnes sind». Mit dieser unerschütterlichen Verbundenheit sollte es bald vorbei sein. Der Krieg geht verloren, das Osmanische und das Deutsche Reich werden abgewickelt, Kaiser und Sultan abgesetzt. Doch noch hält die Waffenbrüderschaft, davon überzeugen sich neben dem Thronfolger auch sein Kriegsminister und jener Mann, der später die Macht an sich reissen und Vater der modernen Türkei werden wird: Mustafa Kemal, genannt Atatürk.

## Erster Völkermord der Geschichte

Das Osmanische Reich wankt gewaltig. Bagdad und Jerusalem fielen bereits an die Briten. Auf der Fahrt zum deutschen Hauptquartier treffen die jüngsten Nachrichten von der Front ein. Sie triefen vor Beschönigung. In Wahrheit ist Palästina weitgehend verloren, der genialische Strippenzieher Thomas Edward Lawrence, berühmt geworden als «Lawrence of Arabia», hat die arabischen Stämme erfolgreich gegen ihre osmanischen Herren aufgebracht.

Nicht viel besser ergeht es den Mittelmächten in Europa. Die Reisegruppe mit Mustafa Kemal fährt weiter nach Elsass-Lothringen. In Strassburg erlaubt sich der dortige Reichsstatthalter Johann Nikolaus von Dallwitz einen diplomatischen Fehltritt, der die türkische Seele bis heute in ihrem Innersten aufwühlt. Dallwitz kommt auf die Armenier zu sprechen, diese seien doch «gutwillige Leute» und die Türken hätten sich ihnen gegenüber «ziemlich schlimme Übergriffe» erlaubt. Der Reichsstatthalter spielte auf die Deportationen und Massaker an der christlichen Minderheit an, die gegen eine Million Todesopfer forderten. Mustafa Kemal antwortet ungehalten: «Wie kommen Sie auf

den Gedanken, zu Gunsten der Armenier zu sprechen, die behaupten, zu einem, ich weiss nicht welchem Zeitpunkt [als Nation] existiert zu haben, und die, um diese Existenz aufs Neue zu beweisen, die Welt betrügen zum Schaden einer Türkei, die Ihr Verbündeter ist und die ihre ganze materielle und geistige Existenz für dieses Bündnis aufs Spiel setzt?»

Kemal spricht den Armeniern eine nationale Existenz ab, einem Volk, das immerhin weit über tausend Jahre in Ostanatolien siedelte, ehe die Osmanen ab dem 14. Jahrhundert das Land zu erobern begannen. Doch wichtiger als diese diffusen Ursprünge ist die aktuelle Bedrohung: Überall im Reich entstehen Natio-



Genialischer Strippenzieher: Thomas E. Lawrence.

nalbewegungen, die sich über ihre Religion und Herkunft definieren. «Die Balkanisierung hatte zur Abspaltung ganzer Gebiete geführt, von denen das Osmanische Reich als Weltmacht abhing», so der Historiker Eugene Rogan. «Würde dies in der arabischen Welt [ebenso] passieren, wäre das Reich auf die türkischen Gebiete reduziert.»

Nun droht selbst im Kernland Gefahr. Bei den mehrheitlich in Ostanatolien lebenden Armeniern regten sich schon länger nationalistische Bestrebungen, bestärkt durch den Zaren, der sich als Schutzherr der Christen anordnete. Vorausgegangen waren in den 1890er Jahren schwere antiarmenische Pogrome mit Zehntausenden Opfern. Als sich im Ersten Weltkrieg einzelne Armeniervverbände mit russischen Truppen verbünden, gehen die Türken mit aller Härte vor und verantworten den «ersten Völkermord der Geschichte» (Eugene Rogan). Von den rund zwei Millionen

Armeniern ist nur eine kleine, überalterte Gemeinde übriggeblieben.

Thessaloniki ist voller Pfauen. Sie bewachen die Klöster, und wenn sich ein Fremder nähert, lassen sie ihren gepressten Schrei erklingen. In die zweitgrösste Stadt Griechenlands wurde 1881 Mustafa Kemal, der spätere Atatürk, geboren. Damals gehörte Thessaloniki noch zum Osmanischen Reich, zum «erhabenen Staat», wie die Dynastie der Osmanen ihr Reich nannte – erhaben wie die Pfauen, die in den Gärten umherschreiten mit ihrer hundertägigen Federschleppe.

Zu Beginn des 19. Jahrhunderts umfasste der «erhabene Staat» drei Kontinente: Europa, Asien und Afrika. Der kleine Kemal, in bescheidenen Verhältnissen aufgewachsen, erlebt die Auflösung dieses fast 500-jährigen Gebildes hautnah mit. Als er achtzehnjährig in die Kriegsakademie in Istanbul eintritt, «gross gewachsen» und «von heller Gesichtsfarbe», wie im Register vermerkt wird, sind die Zeichen auf Untergang gestellt. Der Todesstoss erfolgt im Ersten Weltkrieg mit dem Eintritt der Osmanen auf Seiten des Deutschen Reiches. Innerhalb von hundert Jahren schrumpfte das einstige Grossreich auf sein kleinasiatisches Kerngebiet und einen europäischen Restposten rund um Istanbul. Damit endete auch die letzte muslimische Weltmacht der Neuzeit.

## Osmanen entführen christliche Knaben

So tolerant, wie manche Historiker heute behaupten, war der Osmanen-Staat nie. Nichtmuslime waren den Muslimen rechtlich untergeordnet. Sie mussten eine Sondersteuer – *cizye* – entrichten und durften keine Waffen tragen. Regelmässig verschleppten die Osmanen männliche Jugendliche aus christlichen Familien («Knabenlese»), islamisierten diese und bildeten mit ihnen ihre gefürchtete Elite-truppe, die Janitscharen.

Immerhin wurde den anerkannten religiösen Gemeinschaften, den Juden und Christen, eine beschränkte Autonomie zugestanden, die ein einigermaßen friedliches Nebeneinander ermöglichte. Sie sorgte für vier Jahrhunderte Stabilität, solange sich die Identität der unterworfenen Völker auf ihre Religion beschränkte. Mit der Politisierung, mit dem Streben nach Freiheit und Unabhängigkeit, brach dieses System rasant auseinander. Die Bürgerkriege in Ex-Jugoslawien waren wie ein blutiges Echo der Ereignisse, die den Balkan schon im 19. Jahrhundert auseinanderrissen.





Grösser als Schloss Versailles: Erdogan mit Angela Merkel im Präsidentenpalast, 2015.

Als Erste erheben sich die Griechen, ihr Nationalgefühl speist sich aus dem Erbe der Antike und ihrer Zugehörigkeit zur griechisch-orthodoxen Kirche. Frankreich, Grossbritannien und Russland unterstützen die Separatisten. Sie wollen den von den Muslimen unterdrückten Christen helfen, freilich stecken auch

## Die Türken erleben den Verlust des Balkans als grosses Trauma.

handfeste Interessen dahinter. Griechenland hat durch seine zentrale Lage eine strategische Bedeutung, vor allem für Russlands Seewege ins Mittelmeer. Für die Osmanen mochte der Verlust territorial unbedeutend sein, aber die Entstehung eines eigenen griechischen Königreichs bekam Symbolkraft. Im Nachgang erheben sich Serben und Rumänen, Bulgarien wird unabhängig, Bosnien-Herzegowina kommt zu Österreich-Ungarn. Selbst die mehrheitlich muslimischen Albaner pochen auf ihre nationale Identität und gründen 1912 ihre eigene Monarchie.

### Araber erheben sich

Die Türken erleben den Verlust des Balkans als grosses Trauma, das bis heute nachwirkt. Die Trennung ist auf schreckliche Weise modern. Muslimische Söldner begehen 1875/76 in Bulgarien blutige Massaker. Die Gegenseite bleibt den Aggressoren nichts schuldig. Hunderttausende Muslime werden enteignet und aus den neuen Balkanstaaten vertrieben. Mark Mazower spricht vom Beginn des modernen Flüchtlingszeitalters: «Damals begann, was wir heute ethnische Säuberung nennen. Die Ereignisse

von den 1990ern [in Ex-Jugoslawien] stehen beispielhaft für etwas, was im späten 19. Jahrhundert seinen Anfang nahm und im frühen 20. Jahrhundert ausgeüfert ist. Schwache Staaten gehen gewaltsam gegen bestimmte Volksgruppen vor, entweder tun es die eigenen Soldaten oder – üblicherweise – paramilitärische Einheiten, zu denen eine enge, aber indirekte Beziehung besteht.»

Verzögert erreichen die nationalistischen Strömungen auch den erhabenen Staat. Emigranten gründeten in Paris die französischsprachige Zeitung *La Jeune Turquie* (Die junge Türkei), deren Name später auf die ganze Erneuerungsbewegung im Osmanischen Reich übertragen wurde. Sie zerfiel rasch in zwei Fraktionen, wie der deutsche Orientalist Josef Matuz ausführt: «die der <Nationalisten> und die der <Liberalen>». Letztere traten für die Wiedereinführung der konstitutionellen Monarchie ein, für eine Versöhnung und Zusammen-



Scharia aufgehoben: Atatürk.

menarbeit mit den nationalen Minderheiten und die Dezentralisierung und Föderalisierung des osmanischen Staates. «Die Nationalisten [...] setzten dem liberalen, föderalistischen Osmanismus [...] einen türkischen Nationalismus entgegen und lehnten jegliche Einmischung von Seiten des Auslands ab.»

Die progressiven Kräfte unterliegen. Der nationalistisch geprägten Fraktion der Jungtürken gelingt es, die Türkifizierung des Reiches in Angriff zu nehmen, was ihnen nicht nur die Feindschaft der Christen, sondern auch der nichttürkischen Muslime einträgt. Die militante Türkifizierungspolitik – arabische Beamte werden aus dem Staatsdienst entfernt, Türkisch wird als alleinige Amtssprache verfügt, die arabische Nationalbewegung mit Terror unterdrückt – treibt die Araber in die Arme der Briten und Franzosen. Da nützt es Sultan Mehmed V. auch nichts mehr, im Ersten Weltkrieg den Dschihad, den heiligen Krieg aller muslimischen Völker gegen die «Ungläubigen», auszurufen. Die Menschen in den arabischen Ländern hätten unter dem osmanischen Joch gelitten wie niemals zuvor, fasst Eugene Rogan die Situation zusammen. «Es wuchs die Wut gegen den Staat, und sie wollten da raus», zumal die Briten den Haschemiten, den Schutzherrn Mekkas, ein eigenes Grossreich bis und mit Syrien und Irak in Aussicht stellten.

### Aufarbeitung des Armeniermords

Allerdings dachten weder Paris noch London ernsthaft daran, den Traum von einem gross-arabischen Reich zu erfüllen. In dem nach den beiden Unterhändlern benannten Sykes-Picot-Geheimabkommen vom Mai 1916 werden der Irak, Jordanien, Palästina, Syrien und der Libanon in Interessensphären und Mandatsgebiete der zwei Entente-Mächte aufgeteilt. Immerhin mit der Absicht, möglichst bald die Unabhängigkeit dieser Staaten einzuleiten. Dabei wurde insbesondere bei der Grenzziehung wenig Rücksicht genommen auf die ethnischen oder religiösen Gegebenheiten. Der Irak etwa wurde aus drei ehemaligen Provinzen des Osmanischen Reiches zusammengekleistert.

Nun allerdings dem Westen die Hauptschuld zuzuschreiben für die andauernden Kriege und Konflikte in dieser Region, wäre zu kurz gedacht. Im Unterschied zu Afrika gab es praktisch keinen europäischen Kolonialismus im Nahen Osten. Für Efraim Karsh, Professor für politische Wissenschaften in Tel Aviv, gründet die Urkatastrophe denn auch im fatalen Entscheid der Türken, die im Krieg auf die falsche Seite setzten. «Hätte sich das Osmanische Reich aus dem Konflikt rausgehalten, hätte es die Wirren vielleicht überlebt.» So aber wurde die wichtigste muslimische Macht zerstört, und es entbrannte ein Kampf um deren Erbe, der bis heute anhält.

Schon kurz nach Ausbruch des Ersten Weltkrieges schlossen Deutschland und das



**Vergangene Größe soll wiederaufstehen.**

Osmanische Reich ein Geheimbündnis. Das Konzept der «bewaffneten Neutralität» war schnell vom Tisch, zumal die Deutschen mit vielerlei Versprechen lockten: Man sicherte dem osmanischen Partner die Rückgabe der Ägäischen Inseln zu, Grenzmodifikationen im Osten zu Lasten Russlands und schliesslich eine Revision des Grenzverlaufs mit Bulgarien und Rumänien. Wie Mustafa Kemal damals bei seinem Besuch im Deutschen Reich sagte: Die Türken setzten «ihre ganze materielle und geistige Existenz» für dieses Bündnis aufs Spiel – und verloren.

**Atatürk trennt Religion und Staat**

Was im Westen heute kaum bekannt ist: Unmittelbar nach dem Waffenstillstand setzte die osmanische Regierung ein Tribunal ein, das die Verantwortlichen für den Massenmord an den Armeniern zur Rechenschaft zog. Hunderte Beamte wurde verhaftet, Dutzende zum Tode verurteilt. Die neuen Machthaber wollten der Welt und den Siegermächten demonstrieren, dass sie die Kriegsverbrechen der Jungtürken mit harten Strafen verfolgten. Kurz darauf stürzte das Land in einen Unabhängigkeitskrieg, den die türkischen Nationalisten unter dem Weltkriegsgeneral Mustafa Kemal für sich entscheiden konnten. Damit

war auch die selbstkritische Aufarbeitung der Armenierverbrechen Geschichte.

Der Vertrag von Lausanne 1923 besiegelte die neue Ordnung und die Grenzen der heutigen Türkei und damit die Hauptforderung der Kemalisten: den Alleinanspruch auf Kleinasien. Der Schweizer Historiker Hans-Lukas Kieser zieht ein schonungsloses Fazit: Der in Lausanne vereinbarte «Bevölkerungsaustausch» (1,5 Millionen in der Türkei lebende Griechen gegen 0,35 Millionen Muslime aus Griechenland) habe die «weitgehend schon erfolgte Vertreibung der Griechen, eine der grossen «ethnischen Säuberungen» des 20. Jahrhunderts, sowie – stillschweigend – auch die Vernichtung der Armenier Kleinasiens diplomatisch abgesegnet».

Damit war auch ein Prozess abgeschlossen, der aus einem multireligiösen Vielvölkerstaat einen muslimischen Nationalstaat werden liess. Nur noch zwei Prozent der türkischen Staatsbürger waren 1923 Nichtmuslime, mittlerweile geht der Anteil gegen null. Ende des 19. Jahrhunderts machten Christen einen Viertel der Bevölkerung Kleinasiens aus. Mustafa Kemal, der neue Machthaber, ging noch einen Schritt weiter: Er erklärte kurzum alle Bürger zu Türken, auch die Kurden, die zwar die Religion, aber nicht die ethnische Herkunft mit der türkischen Mehrheit teilten. Ihr Streben nach

Unabhängigkeit wird bis heute mit allen militärischen Mitteln unterdrückt. Eine blutige Ironie der Geschichte: Kurdische Stämme waren die wichtigsten Handlanger bei der Verfolgung der Armenier in Ostanatolien.

In einem Gespräch mit dem deutschen Schriftsteller Emil Ludwig kommt Kemal auf sein Verhältnis zur Religion zu sprechen und verneint eine besondere Verbindung seines Volkes mit dem Islam: «Der Türke war von Hause aus kein Muslim, die Hirten kennen nur die Sonne, Wolken und Sterne; das verstehen die Bauern auf der ganzen Erde gleich, denn die Ernte hängt vom Wetter ab. Der Türke verehrt nichts als die Natur.» Es folgt eine strikte Trennung von Staat und Religion, die Atatürk mit erstaunlicher Konsequenz und Schnelligkeit durchsetzt. Das Kalifat wird abgeschafft, die Polygamie verboten, die Scharia aufgehoben. Um die Rückständigkeit des Landes zu überwinden, soll sich die Türkei nach Europa orientieren. Dazu gehören auch Dekrete mit symbolischem Charakter: Der Fes, die traditionelle Kopfbedeckung der Männer, wird untersagt, auch das Tragen von Kopftüchern. Dafür wird der gregorianische Kalender und das lateinische Alphabet eingeführt. Die Türkei wird zum Scharnierstaat zwischen Europa und dem Orient mit einer klar westlichen Präferenz, was



sich auch in der 1952 erfolgten Mitgliedschaft in der Nato äussert.

### Erdogans Sehnsüchte

Man lächelt zu viert einträchtig in die Kamearas. Zwei Männer in dunklen Anzügen, dann folgt Michelle Obama im knielangen ockerfarbenen Kleid, die Oberarme frei, an ihrem Handgelenk türmen sich goldene Armringe. Daneben steht Emine Erdogan, die Frau des jetzigen türkischen Staatspräsidenten Recep Tayyip Erdogan. Sie ist in einen lila Hidschab eingepackt, die islamisch begründete Ganzkörperbedeckung für die Frau. Vor dem Wahlsieg ihres Mannes 2002 war es in der Türkei verboten, staatliche Einrichtungen mit Kopftuch, geschweige denn in einem Hidschab zu betreten. Die Gründung religiöser Parteien hatte Atatürk noch persönlich untersagt.

Nun geht der Halbmond wieder auf über der Türkei, Staat und Gesellschaft islamisieren sich. Das kemalistische Erbe gerät unter Druck, auch der Vertrag von Lausanne. «Wir werden nicht Gefangene auf 780 000 Quadratkilometern sein», erklärte Erdogan. Seine historische Referenz gilt dem Osmanischen Reich, an dessen Grösse will er anknüpfen. Im Zentrum der territorialen Gelüste stehen die zu Griechenland gehörenden Ägäisinseln. Auch an der südöstlichen Flanke markiert die Türkei ihr neues altes Selbstverständnis als Regionalmacht. Erdogan zieht die Fäden hinter den Kulissen des Syrienkriegs. Was er um jeden Preis verhindern will, ist ein unabhängiger Kurden-



Tabubruch mit Hidschab: USA-Besuch, 2009.

staat vor seiner Haustür. Dieser würde die Autonomiebestrebungen der eigenen kurdischen Minderheit in Anatolien zusätzlich befeuern.

Nur mit einem starken Präsidialsystem könne «Stabilität und Sicherheit» garantiert werden, die parlamentarische Demokratie in der Türkei habe vor allem zu Krisen geführt, ist Erdogan überzeugt. Heute residiert er in einem Präsidentenpalast, den er noch als Regierungschef in Auftrag gegeben hat. Mit seinen tausend Zimmern ist er grösser als das Schloss Versailles,

der Kreml oder das Weisse Haus in Washington. Der Bau soll vorwegnehmen, wohin es nach Ansicht des Staatspräsidenten politisch gehen soll: «Die Türkei ist nicht mehr die alte Türkei. Architektonisch gesehen, war es notwendig, die Botschaft Ankaras als «seldschukische Hauptstadt» zu vermitteln. Wir haben in der Innenarchitektur auf osmanische Motive geachtet.» Die vergangene Grösse soll wiederauferstehen. Wie ernst sind solche Sehnsüchte zu nehmen?

### Türkei bekommt ihre Seele zurück

Es wäre jedenfalls ein fataler Fehlschluss, zu glauben, dass Erdogan die Türkei einfach nach seinem Gusto formen kann, indem er das Land gegen den Willen der Bevölkerung re-islamisiert und autoritär umbaut. Autoritär waren auch der Gründer der modernen Türkei, Mustafa Kemal, und die Sultane vor ihm. Grosszügigkeit gegenüber Gegnern oder selbst Konkurrenten im eigenen Lager wie der Gülen-Bewegung wird als Schwäche ausgelegt. Hier steht Erdogan in ungebrochener Kontinuität. Es ist der Westen, der seinen

### Autoritär waren auch der Gründer der modernen Türkei, Mustafa Kemal, und die Sultane vor ihm.

Sehnsüchten erliegt, wenn er hofft, dass der Orient nur etwas guten Willen zu zeigen braucht, und schon würden auch da Demokratie und Freiheit ausbrechen.

Das klägliche Scheitern des Staatsstreiches im vergangenen Jahr zeigte drastisch, wie breit die Zustimmung für den Staatspräsidenten und die AKP ist. Europa ignoriert diesen Rückhalt und blendet damit aus, was man politisch nicht wahrhaben will. Erdogan hat seinem Land gewissermassen die religiöse Seele zurückgegeben – wobei er eher als Vollstrecker dessen zu sehen ist, was im Inneren bereits länger garte. In Wahrheit war es Atatürk, der mit seinem Kemalismus eine Kulturrevolution von oben betrieb und dem Staat eine säkulare, westlich geprägte Identität aufgezwungen hat. Wie mittlerweile deutlich wird, blieb dieses Unterfangen ein elitäres Projekt. Die religiöse Bindung an den Islam hielt unter der Oberfläche stand, wie dies auch in der Sowjetunion mit der orthodoxen Kirche der Fall war. Insofern ist Recep Erdogan – unter anderen Vorzeichen – ein Wiedergänger Putins, der Russland seine nationalreligiöse Identität ebenfalls wieder zugestand.

Das System Erdogan ist deshalb so erfolgreich, weil es den türkischen Nationalismus Kemals anreichterte mit dem historischen Erbe des Osmanischen Reiches als islamischer Vormacht. Der sultanesk auftretende Staatspräsident ist auch hier kein allmächtiger Drehbuchschreiber, sondern höchstens ein Regisseur, der seine Akzente setzt. Das illustriert allein schon der durch alle Schichten gehende Erfolg der



Liebeswirren: Soap «Das prächtige Jahrhundert».

Historien-Fernsehserie «Muhtesem Yüzyıl» (Das prächtige Jahrhundert) über das Leben von Sultan Süleyman. Eine mit allerlei Liebeswirren garnierte Soap-Opera über das Osmanische Reich, das im 16. Jahrhundert ansetzt, eine Weltmacht zu werden. Das 2011 angelaufene TV-Spektakel wurde nicht auf staatliche Anweisung, sondern von einer privaten Medien-gruppe produziert. Eine Seelenmassage für die türkische Nation und auch in den europäischen Exilgemeinden ein Strassenfeger.

Bei allen historischen Anleihen und Anknüpfungen: Eine Wiedergeburt des osmanischen Modells ist wenig wahrscheinlich. Die bittere Lektion der Geschichte zeigt in eine andere Richtung: Multiethnische Staatskonzepte wie das der türkischen Sultane sind gescheitert. Das Ende des Osmanischen Reiches war auf schreckliche Weise modern: Die ethnischen und religiösen Säuberungen bildeten die Voraussetzung für die Neuordnung auf dem Balkan und in der Türkei. Im Nahen Osten hat dieser Prozess erst richtig begonnen. ○

## DAS SCHWEIZER PORTAL FÜR IT-SPEZIALISTEN

Mit [www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch) die besten IT-Spezialisten finden!

stellen-anzeiger.ch GmbH  
Technoparkstrasse 1  
8005 Zürich  
044 440 10 80  
[www.itjobs.ch](http://www.itjobs.ch)



## Die Türken und wir

Von Christoph Mörgeli

Jetzt stürzt sich auch noch der *Blick* ins Getümmel der türkischen Verfassungsabstimmung. Diese Parteinahme ist nicht nur unschweizerisch, sondern auch ein krampfhaft-durchsichtiger Versuch, sich als politischer Akteur wieder ins Spiel zu bringen. Angebliche Investoren wollten dem Boulevard eine Fitnesskur verordnen, bei der nur gerade Event-Marketing und Sport überlebt hätten. Doch den türkischen Nein-Feldzug des *Blicks* nimmt nur jemand ernst: der *Blick* selber.

Wenn die Wahlkampftruppe um den autoritären Präsidenten Recep Erdogan jetzt gezielt die westeuropäischen Türkenkolonien beackert, liegt der Grund nicht in der Befürchtung, dort ins Hintertreffen zu geraten. Vielmehr weiss das Regime in Ankara ganz genau, dass in Deutschland, den Niederlanden oder Frankreich unter den Auslandtürken satte Mehrheiten zu holen sind. Genauso in der Schweiz. Die meisten der hiesigen Türken unterstützen den rabiatischen Nationalismus und Islamismus Erdogans. Sie finden seinen Umgang mit der kurdischen Minderheit in Ordnung. Ihnen gefällt, wie der diktatorische Machthaber Putsche anzettelt, den Staat von allen Widersachern säubert und sich zum Führer des angeschlagenen Nahen Ostens aufschwingt.

Die allzu vielen hiesigen Erdogan-Fans zeigen vor allem eines: Die Beschwörung von Bundesrätin Simonetta Sommaruga und ihrer linken Freunde einer angeblich vorbildlichen Integration ist leeres Geschwätz. Von einer echten Integration im politisch-gesellschaftlichen, kulturellen Denken der grossen, hier ansässigen Türkengemeinde sind wir meilenweit entfernt. Massenhafte Einbürgerungen seit den sechziger Jahren haben daran nichts geändert: Die aufgeklärten, westlich orientierten, hochkultivierten Türken bilden eine beklagenswerte Minderheit.

Was ist zu tun? Für einmal hat der Bundesrat den Rank im heiklen Terrain der aussenpolitischen Beziehungen nicht schlecht gefunden. Kampf- oder gar Kriegsrhetorik, gezielte Provokationen und ein Eskalieren sind schlechte Ratgeber. Mehr Bescheidenheit wäre hüben und drüben angesagt. Auch beim übersteigerten Nationalisten Erdogan, der seine Türkei-Rufe so drohend ausstösst. Denn vieles verdankt sein Land dem Import: die Staatsform, den Lausanner Vertrag, das Zivilgesetzbuch, das Bildungswesen. Sogar die heute so stolz gebrauchten Wörter «Türke», «Türkin» und «Türkei» sind europäische Fremdbezeichnungen.

Der Autor ist Historiker und ehemaliger SVP-Nationalrat.

## SVP-Verluste in Sitten und Solothurn

Von Peter Bodenmann — Nicht nur die Mexikaner leiden unter Donald Trump.



Aus dem Staub: SVP-Politiker Freysinger.

Vor 25 Jahren erteilten André Daguët und Vich Claude Longchamp einen Auftrag. Wir wollten wissen, wie gross das Potenzial einer Blocher-SVP in den verschiedenen Kantonen sei. Das Resultat: Nirgends waren die Marktchancen für eine auf Zürcher Linie politisierende SVP grösser als in den Kantonen Wallis und Solothurn.

Und jetzt das: Im Wallis hat der rechte Zampano Oskar Freysinger 2017 seinen Stimmenanteil erfolgreich halbiert. Was aber noch wichtiger ist: Die SVP machte bei den Nationalratswahlen 2015 noch stolze 22,1 Prozent der Stimmen. Diesmal fiel sie bei den Grossratswahlen auf magere 16,6 Prozent. 8000 Wählerinnen und Wähler haben sich aus dem Staub gemacht. Nur die etwas rechenschwache *Weltwoche* glaubt, die SVP liege noch bei 30 Prozent.

Freysinger hat ganze Milieus verloren. Die Oberwalliser Feuerwehren stimmten geschlossen gegen ihn. Bei den Lehrerinnen und Lehrern verlor der Fremdenfeind den Rückhalt. Familien mit Behinderten und deren Umfeld wandten sich von ihm ab. Das offenere Wallis hat genug von seinen Eskapaden.

Vergleichbares Bild im Kanton Solothurn des nicht minder radikalen Walter Wobmann. Der kreuzbrave Manfred Küng? 7000 Stimmen weniger als die Grüne Brigit Wyss.

Kein Politiker in der Schweiz ist präsenter als Donald Trump. Seine Themen sind auf drei

Feldern deckungsgleich mit denen der SVP: Weniger Steuern für die Reichen. Schuld sind immer die Ausländer. Und die EU muss weg.

Donald Trump macht den braven Schweizerinnen und Schweizern Angst. Weil er den Exportweltmeistern – zu denen gehört vor allen andern die Schweiz – weltweit an den Kragen will. Trump wird aufrüsten. Und hält von Frauenrechten rein gar nichts.

Die Schweizer sind ein Volk von Papa und Mama Molls. Halbwegs dosierte fremdenfeindliche Opposition von rechts mögen Frau und Herr Schweizer. Dies in der Logik des Verbotes von Minaretten und Burkas. Die Annahme der Masseneinwanderungsinitiative war aber bereits ein Betriebsunfall. Deshalb bringt Stojanovic sein Referendum nicht zustande. Deshalb findet in Bern die gross angekündigte SVP-Demo gegen den angeblichen Solothurner Verfassungsbrecher Fluri und seine Kumpanen nicht statt.

Blocher ist ein erfolgreicher Instinktpolitiker. Er hat – im Gegensatz zu Köppel, Glarner und Co. – sofort bemerkt, dass die Wahl von Trump eine Gefahr für seine SVP darstellt. Nächstens wird der latente Antiamerikanismus der SVP-Basis gegen Trump aktiviert. Dies ist sogar noch sicherer als die überfällige Abwahl von Oskar Freysinger.

Der Autor ist Hotelier in Brig und ehemaliger Präsident der SP Schweiz.



## Politics sells

Von Kurt W. Zimmermann — Was ist wichtiger, die Wahrheit oder die Auflage? Schwierige Frage . . ., aber dann doch lieber die Auflage.

Ich erinnere mich mit Vergnügen an den Sel-Skandal. Er war ein Göttergeschenk für uns. Unsere Auflage stieg wie nie zuvor.

Ich werde gleich erklären, was der Sel-Skandal ist. Aber zuerst kommen wir zur *New York Times* und zum *Spiegel*.

Für die *New York Times* ist Donald Trump ein Göttergeschenk. Seit Trumps Wahlkampf begann, hat das Blatt über 700 000 neue, meist digitale Abonnenten gewonnen. «Trump ist die beste Sache, die unserer Abo-Strategie passieren konnte», sagt der glückliche Chefredaktor Dean Baquet.

Interessant daran ist, dass damit eine alte Medienregel hinfällig geworden ist. «*Sex sells*», sagte man früher. «*Politics sells*», kann man heute sagen.

Tatsächlich sorgt heute die Politik in der Presse für jene emotionelle Erregung, die man früher mit freizügigen Frauenzimmern erzeugte. Die publizistischen Pin-ups der Gegenwart heissen Trump, Erdogan, Putin und Le Pen. Politik statt Po-litik.

Ähnlich glücklich wie bei der *New York Times* sind sie beim *Spiegel*. Sein berüchtigtes Titelbild – Trump enthauptet die Freiheitsstatue – war eine kommerzielle Bombe. Es war am Kiosk der bestverkaufte Titel seit langem. Nur das Trump-Titelbild nach der Wahl – Schlagzeile: «Das Ende der Welt» – lief im letzten November noch besser. Rekordhohe 260 000 Stück gingen damals weg.

Und damit kommen wir zur entscheidenden Frage: Kannst du als Journalist noch objektiv schreiben, wenn deine subjektive Schreibe ein Verkaufsschlager ist? Konkret: Kannst du plötzlich positiv über Donald Trump berichten, wenn deine Negativ-Stories ein finanzieller Grosseffort sind?

Nein, natürlich kannst du das nicht. Sie würden dich enthaupten, auf der Redaktion wie im Verlag.

Damit wären wir beim Sel-Skandal. Es war nach 2012 der erste heftige Polit-Skandal in der Geschichte Südtirols. Es ging um gefälschte Ausschreibungen. Ein Minister und die Chefs des grössten Staatsunternehmens mussten zurücktreten und wurden später verurteilt.

Für uns auf der *ff* war es wunderbar. *ff* heisst mein Nachrichtenmagazin da unten in Bozen. Unsere Auflage stieg wie verrückt. Woche für Woche gingen bei uns fünfzig, sechzig spontane Abo-Bestellungen ein.

Wir machten besten Kampagnenjournalismus. Wir erfanden keine Lügen, nein, das nicht. Aber wir recherchierten unablässig neue



Göttergeschenk: *New York Times* legt zu.

Punkte der Anklage. Die Punkte der Verteidigung recherchierten wir nicht. Belastungszeugen machten wir gross auf. Entlastungszeugen schafften es eher in die Nebensätze. Kurzum, wir machten professionelles *news handling*. Unsere Leser bezahlten mit Behagen dafür.

Genauso machen sie es nun bei der *New York Times* und beim *Spiegel*. Zu Trump erfinden sie keine Lügen, nein, das nicht. Aber sie gehorchen streng dem Prinzip der Kundenorientierung. Sie liefern, wofür die Leser bezahlen, was also Auflage und Kassenstand hebt. Sie liefern Ausgabe für Ausgabe den Beleg, warum Trump die Freiheit massakriert und die Welt in den Untergang reitet.

Auch Journalisten unterliegen der kommerziellen Konsequenz. Man kann zahlende Kunden nur binden, wenn man ihre Produkterwartung erfüllt. Die Kunden, besonders die Neukunden, bezahlen für die *New York Times* und den *Spiegel* und auch für meine *ff* nicht, um die objektive Wahrheitsfindung serviert zu bekommen. Sie zahlen, damit ihre subjektive Vorerwartung vergütet wird. Sie zahlen nicht für Ausgewogenheit, sondern für Einseitigkeit. Dafür zahlen sie mit Vergnügen.

Auch das Gesetz des Journalismus unterliegt dem einfachsten, ökonomischen Gesetz. Es ist das Gesetz von Nachfrage und Angebot.

## Das Asylpaket

Von Henryk M. Broder — Merkels Flüchtlingspolitik wirkt nach.

Anfang Woche wurde bekannt, dass Angela Merkel am 6. März vergangenen Jahres, am Vorabend des EU-Gipfels, bei dem es um den Abschluss eines «Flüchtlingsabkommens» zwischen der EU und der Türkei ging, sehr weitgehende Zusagen gemacht hatte. Sie erklärte sich bereit, «jährlich 150 000 bis 250 000 syrische Flüchtlinge direkt aus der Türkei nach Europa zu holen», schreibt *Welt*-Redaktor Robin Alexander in seinem soeben erschienenen Buch «Die Getriebenen – Merkel und die Flüchtlingspolitik». Die Kanzlerin vergass allerdings, die Zahlen mit den anderen Teilnehmern des Treffens abzustimmen. Im Abschlussdokument des Gipfels war nur von einer «freiwilligen Aufnahme aus humanitären Gründen» die Rede. Zehn Tage zuvor, am 25. Februar, wurde vom Deutschen Bundestag das sogenannte «Asylpaket II» beschlossen. Es sollte dazu dienen, die Asylverfahren zu beschleunigen, den Familiennachzug zu begrenzen und die Abgelehnten schneller abschieben zu können. Was die Sache ein wenig kompliziert, ist der Umstand, dass es «Flüchtlinge» beziehungsweise «Schutzsuchende» erster und zweiter Klasse gibt. Die «anerkannten Flüchtlinge», vor allem die aus Syrien, dem Irak und Afghanistan, sind wesentlich besser dran als diejenigen, die keine individuelle Verfolgung nachweisen können. Diese erhalten nur einen «eingeschränkten Schutzstatus», den sogenannten «subsidiären Schutz», und dürfen ihre Angehörigen erst einmal nicht nachholen. Dennoch wurden im vergangenen Jahr 105 000 Visa an Angehörige ausgestellt. Die SPD findet, das sei nicht genug. Sie setzt sich dafür ein, dass noch mehr syrische Flüchtlinge ihre Familien nach Deutschland nachholen können. Deswegen soll das «Asylpaket II» möglichst noch vor den Bundestagswahlen nachgebessert werden.

In der Praxis ist das längst passiert. Ein Syrer, der über die Türkei nach Deutschland gekommen ist, durfte seine Frau und seine neun Kinder nachholen. Die älteste Tochter des Paares ist verheiratet und hat bereits zwei Kinder. Die durften ebenso mitkommen wie ihr Ehemann, macht zusammen vierzehn Personen, die nun versorgt und integriert werden müssen. Ob damit der Familiennachzug abgeschlossen ist, wird sich zeigen. Wahrscheinlich gibt es in Syrien noch mehr Angehörige, die zur inneren Familie zählen.



# Die Mysterien eines Milliardärs

Als Devisenhändler kennt man ihn kaum, dafür als Schweizer Unikat der internationalen Glamour-Szene. Die Affäre um angeblich nicht bezahlte Mehrwertsteuern für Kunstwerke macht den «Dolder Grand»-Patron noch geheimnisvoller. Wer ist Urs E. Schwarzenbach? Von Florian Schwab

Bildersturm am Zürichberg. Am Dienstag letzter Woche im Luxushotel «The Dolder Grand», hoch über den Dächern der Limmatstadt: Zur Frühstückszeit fahren rund zwanzig Fahnder der Eidgenössischen Zollverwaltung vor und transportieren Kunstwerke im Wert von etwa 50 Millionen Franken ab, die angeblich dem «Dolder»-Mehrheitsaktionär Urs E. Schwarzenbach gehören. Damit soll eine vermeintliche Mehrwertsteuer-Forderung in der Höhe von 12 Millionen Franken gesichert werden.

Schwarzenbachs Gegenschlag besteht aus Interviews mit der *Schweizer Illustrierten* (SI) und dem *Blick*. Der Angegriffene liest den Behörden die Leviten: Die «in den Medien inszenierte Beschlagnahmungsaktion» schade dem «Dolder» massiv, sagt er der SI. Und gegenüber dem *Blick* scherzt er, er werde «einen grossen bösen Hund» beim Zoll vorbeischieben, um die Bilder wiederzubeschaffen. Diese Art von Humor mag bei den Pferderennen der britischen High Society, wie sie Schwarzenbach liebt, gut ankommen, aber in der eidgenössischen Öffentlichkeit trägt sie ihm nicht nur Sympathien ein, erst recht nicht in den Amtsstuben der Behörden. Nach dem Gegenangriff begibt sich Schwarzenbach erst einmal auf Tauchstation und steht vorderhand für keine Gespräche mehr zur Verfügung. Schon früher hatte er Wissbegierige wissen lassen, er habe nicht die Absicht, «in die Politik zu gehen», und darum «braucht die Öffentlichkeit meine Ideen nicht zu kennen».

## Vermögend, aber nicht liquide

Die von Schwarzenbach zusammengetragenen Zehntausende von Kunstgegenständen gehören teilweise Gesellschaften nach ausländischem Recht (Offshore-Gesellschaften). Beispielsweise befindet sich die im «Dolder» beschlagnahmte Kunst im Besitz einer Galerie Minerva, wie Schwarzenbach gegenüber der SI ausführte – er sei «lediglich der <beneficial owner>, also der Nutzungsberechtigte des Schweizer Bankkontos der Galerie». Die Galerie Minerva ist eine Gesellschaft mit Sitz in Liberia, Westafrika. Wie kann Schwarzenbach der wirtschaftlich Berechtigte am Vermögen der Galerie sein, aber nicht an der Galerie selbst? Auf diese Frage müssen seine Anwälte mit einer guten Antwort kontern. Auch die übrigen Äusserungen trugen kaum zur Klärung bei: «Nur ein paar hundert» Bilder besitze er, sagte er dem *Blick*. Und der SI, im Scherz: «Vielleicht gar keines.»

Zudem tat Schwarzenbach kund, er könne die Forderung der Steuerbehörden derzeit nicht

bezahlen. Er sei zwar «asset rich», aber «cash poor». Also vermögend, aber nicht besonders liquide. Ein Mann, der angeblich eine Milliarde Franken besitzt, es aber zulässt, dass wegen 12 Millionen Franken die Zollverwaltung sein schönes Hotel auseinandernimmt? Im Zürcher Geldadel rümpft man darüber die Nase. Alte Gerüchte bekommen Auftrieb: Der Mann vom «Dolder» sei weit weniger vermögend, als behauptet; in Tat und Wahrheit sei er der Strohmännchen anonymer Geldgeber im Hintergrund. Der Sultan von Brunei wird immer wieder genannt, früher war es der Fiat-Erbe Gianni Agnelli.

Aber: Wenn Urs E. Schwarzenbach liest, was schon alles über ihn geschrieben wurde, hat er viele Gründe zum Lachen. Zum Beispiel im Zusammenhang mit seiner aus Australien stammenden und ihn um mindestens einen Kopf überragenden Frau. Der allererste grössere Schwarzenbach-Text, der im Mai 1998 in der *Bilanz* erschien und in der Zwischenzeit dutzendfach neu verpackt wurde, apostrophiert Francesca Schwarzenbach als «ehemaliges Fotomodell». Später wurde daraus eine ehemalige «Schönheitskönigin». Seither darf diese Zutat in keinem Text über ihn mehr fehlen. Das Problem: Sie ist falsch, wie enge Bekannte des seit mehr als drei Jahrzehnten verheirateten Paares versichern. Francesca Schwarzenbach sei gut katholisch erzogen worden. Schönheitswettbewerbe im Australien der siebziger Jahre? Undenkbar. Das Paar hat zwei erwachsene Kinder: Sohn Guy, der in Eton mit Prince Harry die Schulbank drückte. Wie der Vater tritt er als Geschäftsmann in Erscheinung. Und Tochter Sascha, die in den irischen Adel geheiratet hat.

Leute, die ihn kennen, beschreiben Schwarzenbach als gewinnend auftretenden Grandseigneur. Er liebt es, in breitem Zürcher Dialekt pointierte Sprüche von sich zu geben.



«Inszenierte Aktion»: «Dolder Grand», 7. März 2017.

Wie eben jenen mit dem «bösen Hund», den er auf die Zollverwaltung schicken wollte. Als sein Pferd Nino an der Olympiade in Rio nur den vierten Platz belegte, erzählte Schwarzenbach lachend, das sei jetzt aber ein «lahmer Siech». Sicher, Schwarzenbachs Humor mag für helvetische Ohren snobistisch klingen. Aber die Mischung aus *Zürischnurre* und Buckingham Palace, sie macht Schwarzenbach zum gefragten und beliebten Gesprächspartner in der besseren Gesellschaft. Seine Freunde haben jedenfalls ihre Freude daran, dass er nicht jedes Wort auf die Goldwaage legt.

## Böses Erwachen

Was wissen wir über Urs Schwarzenbach? Als gesichert darf gelten, dass er am 17. September 1948 in Küsnacht an der Goldküste geboren wurde. Und nicht, wie immer wieder unter Zweckentfremdung seines Bürgerorts behauptet wird, in Thalwil. Die Schwarzenbachs sind eine weitverzweigte Zürcher Familie, deren Geschichte sich rund 600 Jahre zurückverfolgen lässt. Urs E. Schwarzenbach stammt von den Schwarzenbachs aus Thalwil ab, einer Seidenweber-Dynastie. Zu den entfernten Verwandten gehören auch der Urheber der sogenannten Schwarzenbach-Initiative, und die 1942 in Sils im Engadin verstorbene Schriftstellerin Annemarie gleichen Namens. Urs E. Schwarzenbach wurde in den «verarmten» Familienzweig geboren, wie er zu erzählen pflegt. Der Grossvater väterlicherseits sprach dem Glücksspiel und dem Alkohol übermässig zu, weshalb Schwarzenbachs Vater nicht über die besten Lebensvoraussetzungen verfügte. Er siedelte nach Küsnacht über, kaufte etwas Land und gründete eine Druckerei in der Zürcher Minervastrasse. Verarmt oder nicht – die Familie hatte ein Ferienhaus in Wildhaus (Toggenburg) und zwei Autos. In guten Jahren warf die Druckerei eine Viertelmillion Franken ab. Nicht schlecht für damals in den 1950er Jahren.

Schwarzenbach war in der Primarschule ein ausnehmend guter Schüler. Doch beim Wechsel in die Kantonsschule gab es ein böses Erwachen. Hatte er zuvor den Unterricht wenig anstrengend empfunden, traf ihn der Lateinunterricht unvorbereitet: Das Vokabular wollte einfach nicht von selbst in den Kopf. Daraus ergab sich die Note 2,5, die ihn für das Gymnasium trotz sonst passablem Schnitt disqualifizierte. Der Versuch, auf die Realoberschule ohne Latein auszuweichen, missriet: Auch im Fach Englisch hatte der spätere Polokumpel von Prince Charles





Mischung aus «Zürischnurre» und Buckingham Palace: Urs E. Schwarzenbach mit Gattin Francesca.

eine Zweieinhalb. Also absolvierte Schwarzenbach eine Handelsschule, die er als Neunzehnjähriger mit einem Diplom verliess.

Schwarzenbachs Mutter, eine gestrenge Appenzellerin (und konsequente Katholikin), schickte ihren Sohn auf Arbeitssuche. Das war 1968. Er spazierte an der Zürcher Bahnhofstrasse zum Hauptsitz der damaligen Schweizerischen Bankgesellschaft, wo er den Personalchef zu sehen verlangte. Es mag heute sonderbar anmuten, aber der Mann liess sich auch ohne Voranmeldung sprechen und stellte Urs Schwarzenbach an. Das Salär betrug etwas mehr als tausend Franken pro Monat. Hier war Schwarzenbach zunächst in einer Art internen Revision tätig. Später sollte er in verschiedenen Funktionen jeweils zwei Monate zubringen. Doch bei der zweiten Stelle, dem Devisenhandel, gefiel es Schwarzenbach so gut, dass er sich zum Bleiben entschloss. Bald schickte ihn die Bank nach London, wo er rund 30 000 Franken Jahresalär bezog. Allerdings, so erzählen es Bekannte, durfte man damals als Bankmitarbeiter frei mit eigenem Geld handeln. Ein tiefes sechsstelliges Startkapital soll Schwarzenbach von seinem Vater erhalten haben.

Ab dann verliert sich Schwarzenbachs geschäftliche Spur ins Nebulöse. Nach eigenem Bekunden baute er für den britischen Devisenbroker Astley & Pearce eine Abteilung in Zürich auf. Im Jahr 1977 gründete er in Zürich seine

eigene Devisenhandelsfirma Intex Exchange und war in den nächsten Jahrzehnten als privater Devisenhändler aktiv. Ohne sonderlich aufzufallen, will Schwarzenbach in diesem Geschäft zum Milliardär geworden sein; Mitte der 1980er Jahre soll er etwa mit Dollar-Pfund-Spekulationen einen dreistelligen Millionenbetrag verdient haben. Überprüfen lässt sich das auch deshalb nicht, weil er den Devisenhandel offenbar ebenfalls über Offshore-Konstrukte orchestrierte, nicht über die Schweizer Aktiengesellschaft. Mit etwas Glück lassen sich im Devisenhandel grandiose Gewinne erzielen, aber mit etwas Pech auch grandiose Verluste. Schwarzenbach muss sehr viel Glück gehabt haben. «Ein Mysterium» sei das Schwarzenbach-Vermögen, sagt ein früheres Geschäftsleitungsmitglied einer bedeutenden Schweizer Bank.

Die breite Öffentlichkeit nahm erstmals 2001 von Schwarzenbach Kenntnis, als er das «Dolder» für geschätzte 120 Millionen Franken kaufte und es daraufhin für fast 500 Millionen Franken in das «Dolder Grand» verwandelte. Rasch kam er ins Gerede: Wie es sein könne, dass ein bisheriger No-Name das Prestigehaus «Dolder» offenbar aus der Portokasse kaufte? Sein bemerkenswerter und ebenso exklusiver wie teurer Lebensstil tut ein Übriges, den Mythos Schwarzenbach zu akzentuieren. Er ist Mitglied in den vornehmsten Wintersportklubs in St. Moritz, verkehrt mit der britischen Königsfamilie, be-

sitzt eine Jacht und ein Flugzeug, dazu ein Dorf in Grossbritannien und viele exklusive Immobilien in der Schweiz.

### Erfolg vor Gericht

Für Schwarzenbach spricht, dass er in all den Jahren für keine nennenswerten Skandale gesorgt hat. Nie zuvor geriet er ins Fadenkreuz der Justiz, nie wurde etwas Anrüchiges über ihn bekannt: keine Affären, keine unzufriedenen Ex-Mitarbeiter, keine ehemaligen Freunde, die sich ins Gegenteil verkehrten. Persönliche Bekannte sprechen ausnehmend positiv über ihn. Auch vor Gericht konnte er kürzlich punkten: Wie Dokumente, die der *Weltwoche* vorliegen, zeigen, hat das Bezirksgericht Zürich der kantonalen Steuerverwaltung einen bösen Rüffel in der Causa Schwarzenbach erteilt: Es wies das Rechtsöffnungsgesuch der Steuerbehörde ab. Diese wollte damit die Zwangsverwertung der vor einem Jahr blockierten Aktien im Wert von 220 Millionen Franken einleiten, um damit angebliche Steuerschulden zu bezahlen. Solche wären fällig geworden, wenn man Schwarzenbach hätte nachweisen können, gewerblichen Kunsthandel betrieben zu haben. Doch das Gesuch war derart mangelhaft formuliert, dass die Richter gar nicht erst darauf eintraten und vielmehr wortreich die Steuerverwaltung rügten. Ausgestanden ist die Affäre mit diesem Zwischensieg noch lange nicht. ○

# Bern lässt sich von Brüssel vorführen

Die EU-Kommission stellt die Schweiz in einer abenteuerlichen Rechnung als Profiteurin dar. Tatsache ist: Die Schweiz zahlt viel mehr an die EU als umgekehrt.

Von Markus Schär

«Das heisst, auf dem Misthaufen zu düngen», spottete die Abgeordnete Ingeborg Grässle gegenüber *Politico*. Was die schwäbische CDU-Frau damit meinte: Als Vorsitzende des Haushaltsausschusses im Europaparlament forderte sie eine Übersicht vom zuständigen Kommissar, ihrem Landsmann und Parteifreund Günther Oettinger, wie viel Gelder die EU im letzten Jahr von Nichtmitgliedländern bekam und wie viele sie ihnen bezahlte. Und aus dieser Rechnung schloss *Politico*: «Die Schweiz hat im vergangenen Jahr ein gutes Geschäft mit ihrer Nicht-Mitgliedschaft in der EU gemacht.» Oder eben: Brüssel düngt den Misthaufen. Sie komme vom Land und fühle sich der Landwirtschaft verbunden, meint Ingeborg Grässle auf Rückfrage zu ihrer rustikal-Redensart: «Es müsste korrekt heissen: <Wer hat, dem wird gegeben.>»

Ausgerechnet «die wohlhabende Schweiz» (*Die Welt*), die sich angeblich von Europa abschottet, bezieht mehr aus Brüssel, als sie der EU überweist? Zumindest die Zahlen für 2016, die Haushaltskommissar Oettinger vorrech-

«Es müsste korrekt heissen: <Wer hat, dem wird gegeben.>»

nete, scheinen es zu belegen. Demnach betrug die Zahlungen der Schweiz im letzten Jahr insgesamt genau 262 611 189 Euro, davon 186 Millionen für «Beiträge in Verbindung mit Verträgen und Programmen der Union» und nicht weniger als 70 Millionen für «Zinsen auf verspäteten Zahlungen und Bussen». Dagegen bezahlte Brüssel insgesamt 351 409 104 Euro in die Schweiz. Das macht per Saldo ein Plus von 89 Millionen Euro als Dünger auf den Misthaufen in der Mitte des Kontinents.

## Der grösste Posten fehlt

Kann diese Rechnung stimmen? Der mit Abstand grösste Ausgabenposten der EU für die Schweiz führt Zweifler auf die Spur: 263 Millionen Euro flossen aus dem Forschungsprogramm «Horizon 2020» an Hochschulen zwischen St. Gallen und Genf. Die Schweiz durfte aber seit dem Volksentscheid gegen die Zuwanderung vor drei Jahren gar nicht voll bei «Horizon 2020» mitmachen. Die EU zahlte also den Forschern in der Schweiz – übrigens zu fast drei Vierteln Ausländer an Schweizer Hochschulen – die Beiträge aufgrund der frü-

## Was die Schweiz für Europa bezahlt

Beiträge an Organisationen, Programme und Mitgliedsländer der EU

Organisation/Programm	in Franken
Osthilfe (Deza)	155 676 600
Beitrag an die Erweiterung der EU (Deza)	100 128 000
«Kreatives Europa» (MEDIA/Kultur)	7 239 200
Europäische Organisation für die Nutzung von meteorologischen Satelliten (Eumetsat)	17 000 000
Europäisches Zentrum für mittelfristige Wettervorhersage (EZMW)	2 500 000
Europäische Zusammenarbeit im meteorologischen Bereich	350 000
Statistisches Amt der Europäischen Union (Eurostat)	5 500 000
Programm-Umsetzung Schengen/Dublin	8 443 900
Verwaltungskosten Schengen	714 000
Beiträge Schengen/Dublin	805 100
Internationale Zusammenarbeit im Migrationsbereich	19 440 600
Europäische Agentur für die Grenz- und Küstenwache (Frontex): Weiterentwicklung des Schengen-Besitzstands	4 008 000
Beitrag an die Erweiterung der EU (Seco)	115 130 200
Wirtschaftliche Zusammenarbeit mit osteuropäischen Staaten	82 973 600
Internationale Zusammenarbeit in der Bildung	2 755 200
Europäische wissenschaftliche und technische Forschung	6 092 700
EU-Forschungsprogramme	410 428 300
Europäische Weltraumorganisation (ESA)	165 653 500
Europäische Organisation für Kernforschung (Cern)	44 646 200
Europäische Organisation für Astronomie (ESO)	9 902 500
European Spallation Source ESS	8 000 000
European XFEL: Freier Elektronenlaser mit Röntgenstrahlen	3 347 500
Europäische Synchrotronstrahlungsanlage (ESRF)	3 870 400
Europäisches Laboratorium für Molekularbiologie (EMBL)	4 899 800
Institut Laue-Langevin (Neutronenquelle)	3 640 000
Ambient Assisted Living (Produkte/Dienstleistungen für Ältere)	3 899 300
Eurostars (Unterstützung von KMU-Forschung)	9 000 000
Enterprise Europe Network (KMU-Kooperation)	850 000
Europäische Agentur für Flugsicherheit (EASA)	1 484 800
Europäische Satellitennavigationsprogramme Galileo und EGNOS	34 650 000
<b>TOTAL</b>	<b>1 233 029 400</b>

QUELLE: VORANSCHLAG 2016 DER SCHWEIZERISCHEN EIDGENOSSENSCHAFT

Für die Forschung überweist die Schweiz am meisten.

heren, vom Bund mit Hunderten von Millionen geförderten Forschungszusammenarbeit. Dagegen leistete die Schweiz zu den jetzt anlaufenden Projekten von «Horizon 2020» wegen ihres Ausschlusses nur einen reduzierten Beitrag. Deshalb gibt der grösste Ausgabenposten der EU für die Schweiz im letzten Jahr die Verhältnisse verzerrt wieder.

Und der grösste Ausgabenposten der Schweiz für die EU fehlt in der Rechnung völlig: die Zahlungen für die dreizehn neuen EU-Mitglieder im Osten. Norwegen sieht die Forderung, Gelder für die Kohäsion der EU zu stiften, einfach als Nichtmitgliedbeitrag; das reiche Land liefert deshalb seinen Tribut in die Brüsseler Kasse ab. Dagegen achtet die Schweiz darauf, dass die Millionen nicht in korrupten Bürokratien versickern, sondern tatsächlich bei der Bevölkerung ankommen: Sie zahlt deshalb ihre Beiträge direkt den Ländern, und dies nur, wenn sie selber einen Teil der Finanzen beitragen und dem Controlling durch den Bund zustimmen. Das heisst aber: Diese Zahlungen in dreistelliger Millionenhöhe pro Jahr tauchen in der Rechnung von Haushaltskommissar Oettinger nicht auf – dabei weiss die Kommission nur zu gut darum, weil sie eine weitere Milliarde von der Schweiz fordert.

Wie viel bezahlt die Schweiz tatsächlich in die diversen Kassen der EU, ihrer Organisationen, Programme und Mitgliedsländer? Das kann nicht nur in Brüssel, sondern auch in Bern gar niemand genau sagen. Die letzte Übersicht gibt es zum Jahr 2013, aus den Antworten auf eine Interpellation des parteilosen Schaffhauser Ständerates Thomas Minder («Finanzierung der Europäischen Union durch die Schweiz») und auf eine Anfrage von SVP-Nationalrat Luzi Stamm («Bilaterale Verträge. Kosten für die Schweiz»). Der Bundesrat betonte dabei – eigentlich eine Selbstverständlichkeit! –, dass die Beiträge nicht ohne Gegenleistung erfolgten: «In diesem Sinne kann nicht von einer <Finanzierung der EU> die Rede sein, sondern von einer Finanzierung von Dienstleistungen, die der Schweiz Vorteile bringen.»

Die Rechnung für 2013 zeigt immerhin die normalen Verhältnisse, bevor es wegen der Zuwanderungsfrage zum Zerwürfnis mit Brüssel kam. Der Bundesrat streicht vor allem das Mitmachen bei den Forschungsrahmenprogrammen heraus, mit 775 Millionen Franken für das sechste (2004–2006) und 2,45 Milliarden Fran-



ken für das siebte Forschungsrahmenprogramm (2007–2013). Für 2013 lässt sich ein Beitrag von 350 Millionen Franken errechnen. Dazu nennt die Übersicht als grössere Posten die jährlichen Kosten für die Abkommen von Schengen (Grenzkontrolle, Verbrechensbekämpfung) und Dublin (Asyl) von 32 Millionen sowie die Beteiligungen an den Programmen für Bildung und Jugend mit 22 Millionen und für Medien mit 9 Millionen Franken. Im Jahr 2013 flossen alles in allem 422 Millionen Franken nach Brüssel. Dazu rechnet der Bundesrat die Zahlungen, die in die EU-Ostländer strömten, in jenem Jahr 135 Millionen. Insgesamt kommt er so auf den stolzen Betrag von 557 Millionen Franken, mit denen die Schweiz die EU-Maschine schmierte.

Wie steht es aber mit der Rechnung für 2016, bei der angeblich für die Schweiz ein sattes Plus von 89 Millionen Euro herauschaute?

### «Wir haben die EU-Kommission um genauere Angaben zur Berechnungsweise gebeten.»

Auf Anfrage erklärt die Kommission ihre Auflistung wenigstens ansatzweise: An Zahlungen der Schweiz verrechnete sie vor allem 140 Millionen Euro für «Horizon 2020», 32 Millionen für die Agentur für das europäische GNSS (Navigation) und 7 Millionen an «Rückerstattungen von zu Unrecht bezogenen Beiträgen». Und der Betrag von 70 Millionen Euro für «Zinsen auf verspäteten Zahlungen und Bussen» bestehe vor allem aus Strafen für Verstösse gegen das Wettbewerbsrecht. Diese Zahlungen flossen also von Unternehmen, nicht vom Bund – sie haben deshalb in dieser Rechnung nichts verloren.

Dagegen unterschlägt die EU mehrere grosse Zahlungen aus der Schweiz. Sie ver-



«Keine tolle Botschaft»: EU-Politikerin Grässle.

gisst, wie oben erwähnt, die Unterstützung für die dreizehn neuen Mitgliedsländer, im letzten Jahr insgesamt 215 Millionen Franken. Und sie müsste eigentlich einen weiteren, ebenso grossen Posten verrechnen – den allerdings der Bund selber nicht richtig ausweist: Die Schweiz unterstützt, wie die EU, mit ihrer «Osthilfe» die Länder der ehemaligen Sowjetunion und im Westbalkan, um die Ränder von Europa zu sichern. Dafür wandte sie in den letzten zehn Jahren, zusätzlich zur Kohäsionsmilliarde, nicht weniger als 1854 Millionen Franken auf, im letzten Jahr 239 Millionen.

Insgesamt fallen bei der Durchsicht des Vorschlags für 2016 – ohne Anspruch auf Vollständigkeit – dreissig Budgetposten auf, die die Schweiz, über den Europarat hinaus, für die europäische Zusammenarbeit zahlt. Einige davon werfen Fragen auf; das Staatssekretariat für Bildung, Forschung und Innovation und das Eidgenössische Departement für Wirtschaft, Bildung und Forschung gaben aber auf mehrere Anfragen keine Antwort. (Die Mediensprecherin der EU-Kommission meldete sich innert einer Stunde.) Wer diese Rechnung anschaut, der kommt auf eine ge-

waltige Summe: 1,233 Milliarden Franken – also fünfmal so viel, wie die EU-Kommission vorrechnet, und gut doppelt so viel, wie der Bundesrat ausweist.

### Frechheit gegenüber der Schweiz

Das heisst unter dem Strich: Die Rechnung der EU ist lächerlich, eine Zumutung für das Europaparlament und eine Frechheit gegenüber der Schweiz. Frage an das Aussendepartement (EDA): «Was hat das EDA unternommen, um diese (vorsätzlich?) falsche Rechnung richtigzustellen?» Antwort des Aussendepartements: «Wir haben die EU-Kommission um genauere Angaben zur Berechnungsweise der veröffentlichten Zahlen und um Auskunft, ob der autonome Beitrag der Schweiz in dieser Berechnung berücksichtigt wurde, gebeten.» Das war der Stand vom 3. März – von irgendwelchen klärenden Kontakten seither ist von den Kämpfern für die Schweizer Interessen nichts zu erfahren.

Die Abgeordnete Ingeborg Grässle, die Frau mit der Ausdrucksweise aus der Agrikultur, zeigt sich aktiver und kritischer: «Es war auch für mich überraschend, das zu sehen», schreibt sie auf die Anfrage, was sie von der Rechnung betreffend die Schweiz halte, die Riesenlücken hat und durch Sondereffekte völlig verzerrt ist. «Ich habe Haushaltskommissar Oettinger im Ausschuss dazu befragt. Inzwischen hat mir die EU-Kommission anders berechnete Zahlen angekündigt, die genau diese Effekte berücksichtigen sollen. Ich warte darauf ...» Sie werde sich erlauben, diese korrigierte Rechnung und auch die Zahlen für 2014 und 2015, die sie zusätzlich verlangte, ebenfalls kritisch zu hinterfragen, betont Ingeborg Grässle: «Allgemein gesagt, ist jedoch klar, dass die Botschaft «Netto-Empfänger Schweiz» – das heisst: andere zahlen für die Schweiz – keine tolle Botschaft ist.» ○

**Exotisches aus dem Dorf.**

Landwirtin Margrit Mathis ist eine von vielen lokalen Produzenten, die für Volg «Feins vom Dorf»-Produkte herstellen. Auf ihrem Hof erntet sie Jahr für Jahr über 1500 Kiwis, die im Volg Emmetten (NW) erhältlich sind. Entdecken Sie in jedem Volg andere «Feins vom Dorf»-Spezialitäten.

Volg. Im Dorf daheim. In Emmetten zuhause.

**Volg**  
frisch und freundlich

# Deutsches Theater

Nach heftigen Protesten sagte eine Zürcher Bühne eine Podiumsdiskussion mit AfD-Mann Marc Jongen ab. Der Vorgang ist symptomatisch: An den Schalthebeln von Schweizer Theatern sitzen vorwiegend Deutsche, die sich von Deutschen beeinflussen lassen. *Von Rico Bandle*



*Innergermanische Angelegenheit:* Theaterhaus Gessnerallee in Zürich.

Es könnte dramatisch. Das Theaterhaus Gessnerallee sei «Angriffen und Drohungen» ausgesetzt, die Verantwortlichen hätten «Diffamierungen, persönliche Beleidigungen und Erpressung» erlebt. Deshalb, so das Theater in einer Mitteilung, sehe man sich gezwungen, das angekündigte Podium über neue politische Strömungen abzusagen.

Bei der Diskussion hätten unter anderen Marc Jongen von der deutschen Rechtspartei Alternative für Deutschland (AfD) und Laura Zimmermann von der linksliberalen Schweizer Operation Libero teilnehmen sollen. Nach den Protesten fürchtete das Theater aber laut eigenen Angaben um die Sicherheit von Podiumsteilnehmern und Besuchern: «Wir sind nicht bereit, eine Veranstaltung unter diesen Bedingungen durchzuführen, und bedauern diese Umstände sehr.» Das Theaterhaus Gessnerallee möchte nichts Konkretes zu den «Drohungen» und der «Erpressung» sagen. Zwar ist bei der Stadtpolizei Zürich keine Strafanzeige diesbezüglich eingegangen, gemäss mehreren Personen aus dem Umfeld des Theaters sollen aber einige Künstler angekündigt haben, ihre Auftritte in der Gessnerallee zu sistieren, sollte das Podium mit AfD-Mann Jongen stattfinden.

## Kein Haus zeigt sich solidarisch

Das Theater wurde in Internetforen zum Teil heftig angegriffen, mehrere hundert Künstler unterzeichneten einen offenen Brief, der das

Theaterhaus Gessnerallee dazu aufforderte, die Veranstaltung abzusagen. Man dürfe einem AfD-Mann «keine Bühne bieten», lautete der Tenor. Was bei der Durchsicht des offenen Briefes sofort aufgefallen ist: Mit wenigen Ausnahmen stammen alle Unterzeichner aus Deutschland.

Wenn an einem Theater die Meinungsfreiheit bedroht ist, würde man erwarten, dass sogleich eine andere Bühne solidarisch einspringt und der entsprechenden Veranstaltung Asyl gewährt. Aber weit gefehlt, von sich aus kam kein Theater auf diese Idee. Die *Weltwoche* fragte bei drei der wichtigsten Schweizer Bühnen nach, ob sie das verhinderte Podiumsgespräch nicht im Namen der offenen Diskussionskultur bei sich abhalten würden: das Zürcher Theater Neumarkt, das Schauspielhaus Zürich und das Theater Basel.

Alle drei Theater beanspruchten mehrere Tage Bedenkfrist. Neumarkt-Co-Direktor Peter Kastenmüller erklärte dann, man habe am Theater bereits Jongens Lehrer Peter Sloterdijk eine Bühne geboten. «Wir sehen derzeit keine Veranlassung, Herrn Jongen zu uns einzuladen.» Das Schauspielhaus meinte: «Die Absage der Diskussionsveranstaltung ist eine Entscheidung der Gessnerallee, die wir nicht kommentieren.» Der Direktor des Theaters Basel, Andreas Beck, schreibt in einer ausführlichen Stellungnahme, Marc Jongens Meinungsfreiheit sei in keiner Weise gefährdet.

«Ich als Theatermacher sehe weder strukturell noch inhaltlich einen Anlass, Jongen ans Theater Basel einzuladen. [...] Für mich war er bisher kein interessanter Redner zu den drängenden Themen unserer Gegenwart, und auch die Absage der Veranstaltung seitens der Kolleginnen und Kollegen der Gessnerallee macht ihn nicht nachträglich zu einem solchen.»

Von den Theatern, die selber wie keine andere Kulturinstitution auf das Recht auf freie Meinungsäußerung angewiesen sind, kommt kein Wort des Bedauerns oder des Befremdens darüber, dass ein Podium aus politischen Gründen abgesagt werden musste. Allein das Wort AfD genügt offenbar bei den Theaterdirektoren, um sämtliche Grundwerte fallen zu lassen.

Die Absage des Podiums stiess in den grossen Schweizer Zeitungen ausnahmslos auf Unverständnis. Nur die *Wochenzeitung* jubelte über die gelungene Diskussionsverhinderung. Eine Zeitung notabene, die sich auf der Frontseite wehmütig in grossen Lettern zu Lenin zurücksehnt («Wo ist die Revolution geblieben?»). Vielleicht träumen die Redaktoren heimlich davon, Andersdenkende nicht nur am Reden hindern zu können, sondern wie in der Sowjetunion gleich ganz stumm zu schalten. Abgesehen von solchen extremen Ausreissern ist es hierzulande jedoch völlig unbestritten, dass man auch mit politischen Gegnern redet.

In Deutschland ist dies aufgrund der historischen Bürde anders. Die Krux dabei ist: An den Schaltstellen vieler Theater in der Schweiz sitzen Deutsche, denen die hiesige demokratische Kultur fremd ist. Dies kommt im Gessnerallee-Konflikt besonders deutlich zum Ausdruck, bei dem es sich im Grunde um eine rein innerdeutsche Angelegenheit handelt: Die Initianten des Podiums sind Deutsche, die Mehrheit der Verhinderer sind Deutsche, der umstrittene Podiumsteilnehmer ist ein Deutscher,



«Kein interessanter Redner»: Beck.



die Direktoren der angefragten Theater sind Deutsche (Ausnahme: Barbara Frey vom Schauspielhaus). Und jene, die nicht Deutsche sind, sind vom dominierenden deutschen Diskurs in der Szene beeinflusst.

Wenn man die heftig geführte Diskussion unter den Theaterleuten auf der Branchenplattform [Nachtkritik.de](http://Nachtkritik.de) zum abgesagten Podium verfolgt, so fällt vor allem der Besitzstandsanspruch der ausnahmslos linken Künstler auf. Gestritten wird nur über die Frage, wie man die AfD am besten bekämpft: indem man deren Protagonisten einlädt und blossstellt oder indem man sie boykottiert? In fast allen Voten wird darüber verhandelt, was «wir» in «unseren» Theatern wollen und sollen. Als ob die Häuser ihnen gehören würden. Dass «ihre» In-

## Ausnahmslos linke Künstler streiten über die Frage, wie man die AfD am besten bekämpft.

stitutionen in der Regel zu über achtzig Prozent von der Öffentlichkeit finanziert sind – auch von AfD- und SVP-Wählern –, ist kein Thema.

### Zweifel an der Wirkung

Deutsche Theaterleute in der Schweiz haben eine grosse Tradition. Problematisch ist ihre starke Präsenz nur dann, wenn sie die historischen und politischen Eigenheiten des Kleinstaats nicht wahrhaben wollen. Diese reichen bis ins Theater: In der Schweiz sind die meisten grossen Bühnen auf Initiative des Bürgertums entstanden, bis heute entscheidet das Volk über die Höhe der Subventionen (was im Ausland immer ungläubig zur Kenntnis genommen wird). In Deutschland sind die Stadttheater meist höfischen Ursprungs und in ihrer Struktur stark politisiert.

Nun, nachdem die Diskussionsverhinderung gelungen ist, fragen einige Kulturleute, ob man mit der Aktion den Rechten nicht in die Hände gespielt habe. Vielleicht sollten sie sich eher die Frage stellen, wie sehr sie sich mit dem undemokratischen Verhalten selbst geschadet haben.

Porträt von Marc Jongen: Seite 54



«Mehrere Tage Bedenkfrist»: Kastenmüller.

## Demokratie

# Eine Lanze für das freie Wort

**Nicht nur ausländische, sondern auch schweizerische Akteure sollen sich in unserem Land ungehindert und frei äussern können. Selbstverständlich ist dieses Grundrecht bei weitem nicht.**

Soll der türkische Aussenminister Cavusoglu in der Schweiz für die von seinem Präsidenten Erdogan angestrebte Verfassungsreform werben dürfen? Während die Zürcher Regierung starke Bedenken äusserte, positionierte sich Aussenminister Didier Burkhalter konträr. Die verfassungsmässigen Grundrechte – freie Meinungsäusserung, Versammlungsfreiheit – seien höher zu gewichten als allfällige Sicherheitsbedenken.

Diese Güterabwägung ist heikel. Zwar ist der Kerngehalt der Grundrechte unantastbar. Aber Artikel 36 der Bundesverfassung sieht vor, dass bei ernster, unmittelbarer und nicht anders abwendbarer Gefahr Einschränkungen geboten sind. Im vorliegenden Fall haben Verbalinjurien und Drohgebärden aus Ankara gegenüber Deutschland und den Niederlanden das Klima vergiftet. Genügt das, um der Entourage des Oligarchen vom Bosphorus die Tür zu weisen? Vieles spricht für die Auffassung Burkhalters.

### Bedenkliche Drohkulissen

Gleichwohl erkennen eidgenössische Parlamentarier regulatorischen Handlungsbedarf. Ausländische Politiker, die in der Schweiz auftreten wollten, müssten einer Bewilligungspflicht unterworfen werden. Diese Forderung ist klar überzogen. In Genf geben sich täglich ausländische Diplomaten die Klinke in die Hand, und nicht jeder Gastredner am World Economic Forum ist ein potenzieller Krawallmacher.

Kommt dazu, dass auf einer anderen Grundrechtsbaustelle akuter Handlungsbedarf besteht. Es muss zwingend gewährleistet bleiben, dass sich schweizerische Akteure ungehindert und frei äussern können.

Selbstverständlich ist das nicht. Eine für den 18. März geplante Demonstration gegen die Nichtumsetzung der Zuwanderungsinitiative ist abgesagt worden. Die Organisatoren machten Sicherheitsaspekte für ihren Entscheid geltend, nachdem auf einschlägigen Kanälen Gewaltdrohungen verbreitet worden waren. Bedenklich ist auch die Drohkulisse, die gegen die 100-Jahr-Feier der Zürcher SVP errichtet worden ist. Wer versucht, Manifestationen mit Brachialgewalt zu torpedieren, tritt Grundrechte mit Füßen.

Unabhängig davon, ob lila Frauen mit Trillerpfeifen aufmarschieren, ob Linksautonome für günstigen Wohnraum auf die Strasse gehen oder ob mit Treichel bewehrte Landsleute gegen fremde Richter protestieren: Sie alle sind dazu legitimiert. Weder linksautono-

me Blöcke noch stiefelbewehrte Kahlköpfe sind befugt, die freie Meinungsäusserung mit Fäusten zu bekämpfen.

Immerhin: Von einer Verrohung der demokratischen Sitten in der Schweiz muss noch nicht gesprochen werden. Doch wenn in Wahlkämpfen die Plakate missliebiger Parteien verunstaltet werden, wenn die Zürcher SVP-Albisgütli-Tagung ohne Polizeischutz nicht mehr stattfinden könnte, wenn verbaler Politvandalismus zur Waffe wird, dann sind dies Zeichen einer ungunstigen Entwicklung.

Wer Grundrechte torpediert, verdient im direktdemokratischen Musterland Schweiz



Nulltoleranz für Demokratiefeinde.

Nulltoleranz. Darauf müssten sich die hiesigen Politiker einigen können. Gesetzgeberischer Handlungsbedarf ist hier indes ebenso wenig geboten wie beim Aktionismus türkischer Wahlkämpfer ausser Haus. Vonnöten ist nur, dass die freie Meinungsäusserung querbeet verteidigt wird. Ohne Wenn und Aber.

Konsens besteht leider auch hier nicht. Wenn in Städten gewaltsüchtige Aktivisten wüten und die Rechte die Ordnungskräfte imperativ zu hartem Vorgehen aufruft, spricht die Linke subito von polizeistaatlichem Übereifer. Dieser Antagonismus ist im schweizerischen Politsystem porentief eingepflanzt: Wann hat ein Sozialdemokrat jemals die Polizei gelobt, weil diese das freie Wort geschützt hat? René Zeller

# Europa in der Dunkelflaute

Setzt der Bundesrat die Energiestrategie wie geplant um, wird die Schweiz künftig auf Stromimporte angewiesen sein. Ob das Ausland liefern wird, ist fraglich – die Nachbarländer kämpfen heute selbst schon mit Engpässen. *Von Alex Reichmuth*

Nach dem knappen Ja der FDP hat die Energiestrategie des Bundes gute Chancen, das Referendum im nächsten Mai zu überstehen. Die Promotoren der Energiewende machen dem Volk weis, der Strom aus Atomkraftwerken könne nach deren Betriebsende mit Strom aus Wind- und Solaranlagen sowie mittels Sparen kompensiert werden. Vor einer Stromlücke zu warnen, sei Angstmacherei. Allerdings kann sich die Schweiz bereits heute im Winter nicht selber versorgen und ist auf Importe angewiesen. Weil mit den AKW Bznau 1 und Leibstadt gleich zwei Werke wegen technischer Probleme ausgefallen sind, war die Auslandabhängigkeit dieses Jahr besonders gross.

Realistisch gesehen, setzt die Schweiz mit der Energiestrategie auf eine Importstrategie. Denn sind erst einmal alle fünf Kernkraftwerke stillgelegt, fällt im Winter zum Teil über die Hälfte des Stroms weg. Bei Inversionslagen – wenn über Tage und Wochen weder die Sonne scheint noch der Wind geht – leisten Alternativstrom-Anlagen keinen nennenswerten Beitrag zur Versorgung. Kann man sich darauf verlassen, dass das angrenzende Ausland dann über Stromreserven verfügt und damit die Schweiz bedient?

## Winter in Deutschland

Einen Vorgeschmack auf die künftigen Verhältnisse in Europa lieferte der Januar. In Deutschland gibt es dank milliardenschwerer Förderung mittlerweile 26 000 Windräder



Dritte-Welt-Szenario: Windenergie.

und 1,2 Millionen Solaranlagen. Die Alternativenergie-Lobby streicht stolz hervor, dass Wind und Sonne mittlerweile gegen ein Fünftel des gesamten Stroms liefern.

Doch Gesamtmengen sind bei der Elektrizitätsversorgung von untergeordneter Bedeutung. Da sich Strom nicht speichern lässt, nützt es wenig, wenn Solar- und Windanlagen im Sommer auf Hochtouren produzieren, ihr Beitrag aber im Winter, wenn am meisten Energie gefragt ist, gegen null tendiert. Der Januar war in Deutschland besonders geprägt von dieser Dunkelflaute: Während der Strom-

bedarf täglich auf bis zu 70 oder gar 80 Gigawatt (GW) stieg, lieferten der Wind und die Sonne an fast allen Tagen nur marginale Beiträge von kaum je über 10 GW. Es gab lediglich kurze Zeitspannen wie um den 4. und den 12. Januar, in denen die Stromquellen die 30-GW-Grenze schafften (siehe Grafik). Über den ganzen Januar gesehen, trugen Atom-, Kohle- und Gaskraftwerke fast immer die Hauptlast, während die Alternativ-Quellen nur wenige Prozente beitrugen.

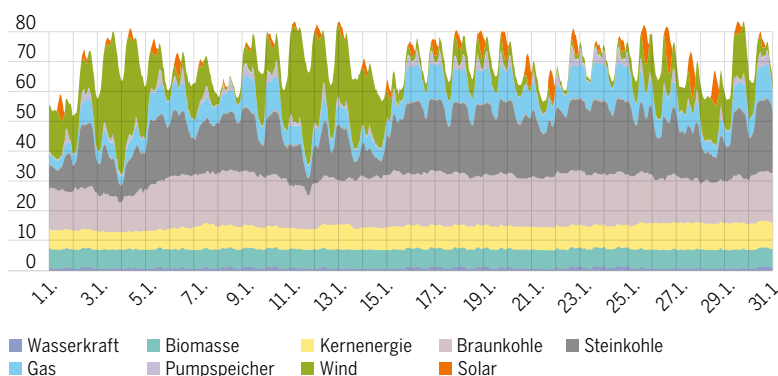
## Zehn Kraftwerke fielen aus

Ein typischer Dunkelflauten-Tag in Deutschland war der 24. Januar. Wie die Zeitung *Die Welt* vorrechnete, verharnte die Windstromproduktion an diesem Tag fast immer unter 1 GW. Die vielen Solaranlagen schafften über Mittag kurzzeitig gerade mal 2,3 GW, fielen am Morgen und am Abend aber jahreszeitlich bedingt ganz aus. Benötigt wurden an diesem Tag jedoch bis zu 75 GW Strom.

Gewährleistet werden konnte die Versorgung an solchen Januartagen nur darum, weil fossile Reservekraftwerke einsprangen. «Jetzt kann Deutschland wieder froh sein, dass es noch Kohlekraftwerke hat», sagte Michael Vassiliadis, Vorsitzender der Energiegewerkschaft, zur *Sächsischen Zeitung*. Zudem war das Land auf Importstrom angewiesen. So mussten etwa Reserven in Italien angefordert werden. Die Aussichten sind düster. In den letzten fünf Jahren sind konventionelle Kraftwerke

## Stromproduktion in Deutschland

Januar 2017, in Gigawatt

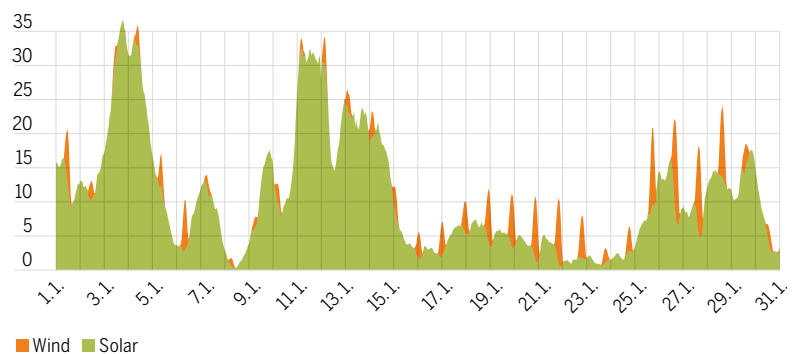


QUELLE: FRAUNHOFER-INSTITUT FÜR SOLARE ENERGIESYSTEME (ISE)

Vorgeschmack auf die künftigen Verhältnisse in Europa.

## Wind- und Solarstromproduktion in Deutschland

Januar 2017, in Gigawatt



QUELLE: FRAUNHOFER-INSTITUT FÜR SOLARE ENERGIESYSTEME (ISE)



mit einer Gesamtleistung von über 12 GW zur Stilllegung angemeldet worden. Bis 2022 will Deutschland die letzten Atomkraftwerke abstellen und – im Rahmen des Pariser Klimaabkommens – irgendwann aus dem Kohlestrom aussteigen. Entsprechend wies der deutsche Bundesverband der Energie- und Wasserwirtschaft auf die Gefahr von Versorgungslücken in den kommenden Jahren hin.

Die Schweiz kann also nicht darauf zählen, dass Deutschland Strom liefert, wenn Dunkelflaute herrscht. Doch auch Frankreich, das der Schweiz bisher zuverlässig ausgeholfen hat, fällt wohl aus. Das Land, das zu 70 Prozent von AKW-Strom abhängig ist, hat in den letzten Jahren zu wenig in die Erneuerung seines Kraftwerkparcs investiert und kämpft darum ebenfalls mit Engpässen. In diesem Winter waren zehn der 58 französischen Atomkraftwerke wegen technischer Mängel nicht am Netz. Wegen eines drohenden Zusammen-

## Die Regierung legte der Bevölkerung nahe, Treppen zu steigen, statt Lifte zu benutzen.

bruchs der Versorgung schoben die Stromunternehmen Krisensitzungen. Die Regierung legte der Bevölkerung nahe, Treppen zu steigen statt Lifte zu benutzen, das Licht wenn möglich auszuschalten und in Gebäuden nicht über 19 Grad zu heizen. Schliesslich konnte das Land den Engpass bewältigen – dank Importstrom. Dabei ist Frankreich immer ein stolzes Exportland gewesen.

## Negativbeispiel Grossbritannien

Wird der Strom knapp, muss das nicht schlimmste Folgen wie ein Blackout haben. Um Zusammenbrüche zu verhindern, müssen sich dann aber Bevölkerung und Industrie einschränken. Wie sich das anfühlt, weiss man in Grossbritannien. Das Vereinigte Königreich hat sich in den letzten Jahren zunehmend von Windenergie abhängig gemacht. Zudem ist das Stromnetz im Land hoffnungslos veraltet. Im Winter häufen sich darum sogenannte Triads. Das sind Phasen, in denen der Strom wegen Knappheit enorm viel teurer ist als normal – unter Umständen das Hundertfache kostet. Stromintensive Betriebe sind dann faktisch gezwungen, ihre Produktion auszusetzen. Laut der deutschen *Wirtschaftswoche* musste ein Stahlunternehmen in der Grafschaft Lincolnshire für eine 30-minütige Phase eine Million Pfund bezahlen. Die Firma hatte eine Warnung übersehen. Und die Triads nehmen zu. Im vergangenen Winter gab es schon mehrere Dutzend von ihnen.

Ungeachtet dessen will Grossbritannien in den nächsten Jahren weitere Kohle- und Kernkraftwerke vom Netz nehmen. Kritiker warnen vor einem «Dritte-Welt-Szenario». ○

## Waffenrecht

# Strenger als die EU

## In Nidwalden wurde ein unbescholtener Lehrling wegen illegaler Einfuhr, unberechtigten Tragens und achtlosen Herumliegenlassens einer Spielzeugpistole verurteilt. Der Jux kostete ihn 16 000 Franken.

Das Drama nahm seinen Anfang in Venedig, wo ein 17-jähriger Lehrling in einem Souvenirladen für 20 Euro das Imitat eines antiken Vorderladers erstand. Es handelt sich dabei um die Fantasiekopie einer Kentucky-Steinschlosspistole aus dem amerikanischen Bürgerkrieg, mit der man an sich gar nicht schießen kann. Um einen Videoclip für eine Schularbeit zu drehen, steckte der Bursche aber später einen Chinaböller in die Spielzeugwaffe, er improvisierte mit einer Streichholzschachtel einen Zündmechanismus und «verschoss» damit ein paar Metallkugeln.

Nach der Aufnahme des Videoclips, den er in einem Wald gedreht hatte, vergass der inzwischen knapp volljährig gewordene Lehrling das Pistolenimitat auf dem Rücksitz seines Autos. Dort blieb es neben einer Schachtel mit Chinaböllern und ein paar Metallkugeln zwei Wochen lang unbeachtet liegen. Auf einem Parkplatz bei der Sportanlage Eichli in Stans entdeckte ein Polizist die vermeintliche Waffe im Auto und brachte die Sache zur Anzeige. Das war am 27. September 2013.

Dreieinhalb Jahre später, am 13. Februar 2017, hat das Bundesgericht nun das Schlusswort gesprochen und dem Justizdrama ein Ende gesetzt: Der Bursche ist schuldig der illegalen Einfuhr einer Feuerwaffe sowie diverser Verstösse gegen das Waffengesetz. Dafür wird er bestraft mit vierzig Tagessätzen zu 30 Franken bedingt sowie einer Busse von 300 Franken. Dazu kommen Verfahrenskosten in der Höhe von rund 16 000 Franken. Der unbescholtene Lehrling ist nun also vorbestraft, und das ärgert seine Eltern am meisten.

## Nicht einmal Zöllner kannten Verbot

Im Dezember 2014 hatte das Einzelgericht in Stans den Lehrling noch freigesprochen. Die Richterin mochte im Imitat weder eine funktionstüchtige Waffe erkennen noch eine Attrappe, mit der man jemanden ernsthaft hätte bedrohen können. Die Knallexperimente im Wald hatten niemanden gefährdet, die Kugeln (aus einem Kugellager) vermochten nicht einmal einen Karton zu durchschlagen, sie hinterliessen lediglich ein paar Dellen. Der Vater des Burschen war extra an die Grenze ge-

fahren, um das Imitat vom Zoll inspizieren zu lassen. Doch nicht einmal die Grenzwächter waren auf die Idee gekommen, das Souvenir als Waffe zu betrachten, und winkten es durch.

Doch die Staatsanwaltschaft legte Berufung ein – und sie bekam vom Nidwaldner Obergericht recht. Würde es sich um eine echte Antikwaffe handeln, befand das Gericht nach fast einem Jahr Bedenkzeit, unterstünde sie zwar nicht dem Waffengesetz. Weil aber heute wieder funktionierende Kopien von alten Vorderladern hergestellt würden, so die messerscharfe Logik der Richter, sei das Souvenir als täuschend echt aussehende Attrappe einer echten Replica zu behandeln und damit beim Import bewilligungspflichtig.

## Gefährliche Treibladung?

Mit dem Chinaböller-Experiment, so die weitere Begründung, habe der Angeklagte selber bewiesen, dass es sich eben doch um eine funk-

tionstüchtige Feuerwaffe handle, mit der man eine «Treibladung» zünden könne. Ob die Kugeln eine gefährliche Durchschlagskraft gehabt hätten, sei nicht relevant.

Der Bursche habe

sich deshalb auch des «unberechtigten Tragens von Waffen und Munition» sowie der «Missachtung der Transportvorschriften für Feuerwaffen und Munition» schuldig gemacht.

Erfolglos wies der Verteidiger des Lehrlings in seiner Eingabe ans Bundesgericht darauf hin, dass diese Auslegung des Schweizer Rechts restriktiver sei als die gestrengen EU-Normen. Gemäss dem Schengener Durchführungsübereinkommen sind antike Vorderlader, «deren Modell vor dem 1. Januar 1870 entwickelt worden ist» – was vorliegend zweifellos zutrifft – nicht vom Waffenverbot erfasst. Das Geschoss eines nicht bewilligungspflichtigen Luftgewehrs verfüge über eine höhere Durchschlagskraft als die vom Lehrling verschossenen Kugeln.

Der Bursche sei nie auf den Gedanken gekommen, etwas Verbotenes zu tun, schrieb der Anwalt. Man habe von ihm auch nicht erwarten dürfen, dass er die spitzfindige Rechtsauslegung der Nidwaldner Justiz kenne. Es nützte alles nichts. Nach einer Bedenkzeit von über einem Jahr hat das Bundesgericht den Schuldspruch nun bestätigt. *Alex Baur*



Chinaböller-Experiment: Kentucky-Steinschlosspistole.

# «Totaler Unsinn»

Eine Blocher-Schlagzeile verkauft sich immer gut. Doch die Blocher-Blick-Story war zu gut, um wahr zu sein. Also schräubelte die NZZ am Sonntag so lange daran herum, bis sie scheinbar aufging.

Von Alex Baur

Die Schlagzeile auf der Titelseite der NZZ am Sonntag war ein echter Heuler: «SVP greift nach dem «Blick»». Gemäss Indiskretionen aus der Chefetage des Ringier-Konzerns, so berichtete der stellvertretende Chefredaktor Francesco Benini, soll Christoph Blocher hinter dem geheimen Übernahmeversuch stecken. Gemäss Benini ist «gesichert», dass der ehemalige SVP-Nationalrat Walter Frey als «Hauptinvestor» hinter dem Coup steckte. Über den Basler Anwalt Martin Wagner habe Frey dem Ringier-Konzern ein schriftliches Angebot über 230 Millionen Franken für die gesamte Blick-Gruppe unterbreitet. Doch Ringier habe den Deal abgelehnt, da man Blocher als Drahtzieher vermutete.

Chefredaktor Felix E. Müller griff persönlich in die Tasten, um in einem Kommentar vor Blochers rechtspopulistischem «Medienimperium» zu warnen – und die SRG «als letztes Bollwerk gegen diese drohende Entwicklung» zu preisen. Die meisten Medien nahmen die auch von der Depeschagentur SDA ohne Fragezeichen verbreiteten News über «Christoph Blochers Plan» (*Handelszeitung*) auf. Sogar die *Frankfurter Allgemeine Zeitung* brachte die sensationelle Meldung aus der Schweiz («SVP-Milliardär will «Blick» kaufen»), als handelte es sich um eine gesicherte Information.

Vordergründig mag einiges für eine SVP-Verschönerung sprechen. Das Gerücht, laut dem Blocher den ihm feindlich gesinnten *Blick* kaufen möchte, geht schon lange um. Seit letztem Sommer liebäugelt der SVP-Strategie mit einem neuen sonntäglichen Gratisblatt. *Blick am Abend* und *Sonntagsblick* wären zweifellos eine verlockende Alternative. Nur gibt es auch einiges, was gegen den Geheimdeal spricht – und von der NZZ am Sonntag ignoriert wurde.

Schon der Bote müsste misstrauisch stimmen. Christoph Blocher und Martin Wagner haben sich 2011 nach einem wüsten Streit geschäftlich getrennt. Zwar ist Wagner als Medienanwalt nach wie vor für die *Basler Zeitung* tätig, an der Blocher beteiligt ist. Doch Wagner berät auch Axel-Springer-Titel, an denen Ringier beteiligt ist. Dass Blocher ausgerechnet Wagner mit einer diffizilen Geheimmission betrauen würde, erscheint lebensfremd.

Der SVP-Strategie bestreitet denn auch dezidiert, etwas mit dem geplatzten Deal zu tun zu haben. Die genannte Offerte sei aus seiner Sicht viel zu hoch, erklärt Blocher auf Anfrage, er vermute, dass die Blick-Gruppe Verluste einfahre. Er würde ohnehin nie ein Angebot lancieren, ohne die Bücher vorweg zu analysieren.



Verlockende Alternative: Unternehmer Blocher.



Interessiert: Verleger Ringier.



«Unverbindliches Angebot»: Anwalt Wagner.



Dementi: Autoimporteur Frey.

Tatsächlich ist Blocher nicht als Geschäftsmann bekannt, der Millionen verschenkt.

Auch Walter Frey dementiert die Story der NZZ am Sonntag umgehend. Dazu muss man wissen: Autoimporteur Frey ist seit über einem halben

---

Wer so vorgeht, erwartet gar keine Antwort, die seine These beschädigen könnte.

---

Jahrhundert mit Michael Ringier geschäftlich und privat befreundet, er lebt sogar in dessen Nachbarschaft. Wenn er die Blick-Gruppe kaufen wollte, erklärt er, würde er nicht einen Anwalt schicken, sondern einfach zum Telefon greifen und direkt mit Michael Ringier sprechen. Und genau das habe er auch getan – allerdings erst, nachdem er Wind bekommen habe von Verkaufserüchten um die Blick-Gruppe. Das Thema habe ihn interessiert, mehr nicht. Die Behauptung, er stünde als «Hauptinvestor» hinter Wagners Avancen bei Ringier, sei «totaler Unsinn».

Das Drama nahm seinen Anfang im letzten Dezember, in der Kunsthalle zu Basel, wo Anwalt Martin Wagner zufällig den langjährigen Ringier-Berater Fibo Deutsch traf. Am Rande des Gesprächs, so berichten die beiden übereinstimmend, unterbreitete Wagner dem Ringier-Mann eine Geschäftsidee: die Vermark-

tung von Internet-Sportrechten (Pay-per-View) über die Blick-Gruppe. Auf einem A4-Blatt skizzierte Wagner seine Vorstellungen. Walter Frey nannte er dabei als möglichen Investor unter vielen andern. Dazu muss man wissen: Fussballfan Wagner (FCB) und der eishockeyverrückte Frey (ZSC Lions) mischen beide im Sportbusiness mit. Doch ein Mandat von Frey für einen Deal mit Ringier hatte der Anwalt nie, wie beide versichern. Fibo Deutsch übergab Wagners Skizze an CEO Marc Walder und Michael Ringier, bei denen diese offenbar auf Interesse stiess. Das Papier ist die Grundlage des vermeintlichen Scoops der NZZ am Sonntag.

Mit einem Schreiben «an Michael Ringier, persönlich» vom 23. Januar 2017 unterbreitete Anwalt Wagner diesem ein «unverbindliches Angebot». Im Zentrum des Projektes, an dem Ringier notabene mit bis zu 49 Prozent beteiligt werden sollte, steht die Vermarktung von Sportrechten über digitale Plattformen. Als Sitz internationaler Sportverbände wie Uefa, Fifa oder das IOC, so die Kernidee, wäre die Schweiz als Drehscheibe für ein solches Geschäftsmodell prädestiniert. Die Blick-Gruppe wäre dabei von Grund auf umgekrempelt worden. Die darbenenden Zeitungen kommen in diesem Vorschlag nur noch am Rande vor.

Dieses futuristische Konzept erklärt auch den Preis von 200 Millionen Franken für die



Blick-Gruppe. Walter Frey kommt in diesem Plan gar nicht mehr vor. Die Zeitungen würden unter der Federführung des parteipolitisch unverdächtigen PR-Manns Aloys Hirzel ausgelagert, als Möglichkeit erwähnt Wagner eine Kooperation mit Peter Wanners AZ-Medien. Als Berater wird im Strategiepapier sodann der ehemalige Fifa-Sprecher Walter de Gregorio erwähnt (den die NZZ am Sonntag darauf flugs zum designierten Sportchef der Blick-Gruppe ernannte).

Welche verlegerische Rolle Walter Frey in diesem Konzept spielen sollte, bleibt schleierhaft. Frey ist in der Branche mit ein paar unpolitischen Quartierblättern nur marginal präsent. Nachgerade absurd erscheint die Vorstellung, dass Blocher etwas zum Gelingen des Joint Ventures mit Ringier beitragen könnte. Er weiss bekanntlich nicht einmal, wie man einen Computer bedient, von Sport hat der SVP-Politiker erst recht keine Ahnung.

### Unzuverlässige Quellen in der Chefetage

Vielleicht hat auch der erfahrene Journalist Francesco Benini geahnt, dass etwas nicht aufgeht, als er aufgrund der Tipps von «zwei unabhängigen Quellen» in der Ringier-Chefetage seine SVP-These zusammenbastelte. Die Betroffenen Blocher, Frey und Wagner konfrontierte er jedenfalls erst Samstagmittag, also kurz vor Redaktionsschluss, per Mail mit ein paar dünnen Fragen. Eine reine Alibiübung. Wer so vorgeht, erwartet gar keine Antwort, die seine These beschädigen könnte. Wie zu erwarten war, bekam Benini denn auch nicht mehr als nichtssagende Dementis: Blocher lag mit gebrochener Nase im Spital und verneinte jede Beteiligung; Frey sah die Mail erst am Montag, als die Geschichte längst gedruckt war; Wagner mochte «zu Gerüchten keine Stellung» nehmen. Was auch immer sie sagten, es spielte keine Rolle – der Artikel war zu diesem Zeitpunkt wohl längst geschrieben.

Immerhin geht aus Beninis Alibifragen hervor, dass er das Kaufangebot ursprünglich auf 250 Millionen Franken veranschlagt und später auf 230 Millionen reduziert hatte. Offenbar waren seine zwei unabhängigen Quellen in der Chefetage doch nicht ganz so vertrauenswürdig: Richtig wären 200 Millionen Franken gewesen.

Das Hauptproblem liegt aber beim vermeintlichen «Hauptinvestor» Frey: Ohne ihn fällt die SVP-Verschöpfung in sich zusammen wie ein Kartenhaus. Was bleibt, ist die Geschäftsidee eines Anwaltes, die Insider elektrisieren mag, aber kaum eine Schlagzeile wert ist. Also erhebt man Spekulationen zu «gesicherten» Fakten; was nicht zur These passt, wird ausgeklammert – das Rezept für Fake News. Beim Namen Blocher, darauf durften die Boulevardprofis aus der Ringier-Chefetage vertrauen, brennen beim durchschnittlichen Journalisten die Sicherungen eh durch. Der drohende Verkauf der kriselnden Blick-Gruppe war damit vorerst abgewendet. ○

## Medien

# Der erste Richtungskampf

Um die Linie des *Blicks* wurde vom ersten Tag an heftig gestritten. Ich habe das hautnah als junger Redaktor miterlebt.  
Von **Jürg Ramspeck**

Der *Blick* war sieben Tage alt, die Empörung der Schweizer über sein Erscheinen enorm, die Redaktion ein wild zusammengewürfelter Haufen – und die täglichen Sitzungen ein stiller, aber hartnäckiger Richtungskampf. Ausgetragen zwischen dem Hauptaktionär Helmut Kindler und dem Delegierten des Verwaltungsrates Max Frey. Es war mir vergönnt, während dreier Wochen Zeuge ihrer Auseinandersetzung zu sein.

Als jüngstes Mitglied der *Weltwoche*-Redaktion war ich von meinem Verleger Pierre von Schumacher dem *Blick* als kurzzeitige Hilfskraft ausgeliehen worden. Der Hintergrund: Pierre von Schumacher war mit 8 Prozent am *Blick* beteiligt, der erste *Blick*-Chefredaktor, Felix von Schumacher, war sein Cousin. Und der hatte die liebe Not, seine Belegschaft zusammenzuhalten.

Am 21. Oktober 1959 fand ich mich frühmorgens auf der *Blick*-Redaktion ein und wurde gleich dafür abkommandiert, an der Zürcher Tellstrasse einen Selbstmord aufzuklären. Immerhin fand ich heraus, dass dort gar kein Selbstmord stattgefunden hatte. Danach oblag es mir, für unsere Leser die Brautschau des Schahs von Persien zu verfolgen, wofür ich als Quelle *Ici Paris* benutzte. Nachmittags suchte ich aus einem Korb voller Leserzuschriften seltene Exemplare heraus, deren Verfasser nicht ihre Wut über unser Erscheinen zum Ausdruck brachten.

### «Nicht schweizerisch genug»

Der interessanteste Aspekt meiner Tätigkeit war aber meine Teilnahme an der täglichen Redaktionskonferenz. Offensichtlich hatte der Initiator Kindler vorgehabt, mit Schweizer Partnern (darunter Ringier, 35 Prozent) eine Zeitung zu lancieren, die die Schweizer lieben. Stattdessen schlug ihm, dem renommierten Münchner Verleger, der blanke Hass entgegen. Dieser bekräftigte seine Auffassung, dass der *Blick* einfach «nicht schweizerisch genug» war. Unermüdlich beschwor er die Versammlung, sich nicht die deutsche *Bild* zum Vor-

bild zu nehmen, sondern sich quasi anwaltschaftlich für die existenziellen Belange der einfachen Bürger einzusetzen. Und bei den unvermeidlichen Themen wie Sex, Jetset und Verbrechen dezente Zurückhaltung zu üben.

Mit seinen Ausführungen löste Kindler jedes Mal eine Verwirrung aus, die sich auch in den Gesichtern der deutschen Blattmacher spiegelte, die er selber als Starthelfer aus München nach Zürich mitgebracht hatte. Max Frey hingegen sass vollkommen ruhig auf seinem Stuhl und schwieg. Sein Respekt vor dem hochgebildeten Herrn Kindler verbot es ihm, diesem coram publico zu widersprechen. Ab und zu sandte er

aber ein Augenzwinkern aus, das deutlich besagte: «Hört ihm zu, aber vergesst nicht, dass wir eine Boulevardzeitung machen. Nach ihren eigenen Gesetzen. Für ein Land, dessen Bewohner nicht zartbesaiteter sind als die Menschen überall. Auch wenn sie jetzt noch Mühe haben, sich damit abzufinden, dass sie nicht anders sind als andere.»

Helmut Kindler verlor den Richtungskampf. Er gab bald

auf und überliess Ringier das Feld. In seinen Memoiren («Zum Abschied ein Fest») erwähnte er sein *Blick*-Engagement lediglich mit ein paar dünnen Worten. Der Boulevard hatte sich gegen den Boulevard light durchgesetzt.

Gemessen am Richtungskampf, den 27 Jahre später der Ringier-Verlag, nunmehr Alleinbesitzer des *Blicks*, mit dessen Chefredaktor Peter Uebersax austrug, war die Auseinandersetzung zwischen Kindler und der von Max Frey stumm angeführten harten Linie natürlich nur ein Geplänkel. Es ging nicht um Politik, sondern letztlich um eine Stilfrage. Zwar brauchte der *Blick* ein Jahrzehnt, um die Schweizer so für sich zu gewinnen, dass er kein Ärgernis mehr, sondern ein Geschäft war. Dann aber für lange Zeit ein sehr gutes.

**Jürg Ramspeck** hat zwölf Jahre lang die *Blick*-Kolumne «Einblick» geschrieben. Zuvor war er vierzehn Jahre lang Chefredaktor der *Weltwoche*.



Erster Blick vom 14.10.1959.

# Lob der kleinen Länder

Kleine Staaten sind friedlicher, offener und näher bei den Bürgern als grosse. Die Europäer würden aus dieser Sicht besser fahren, wenn das Grossgebilde EU durch viele kleinere Länder ersetzt würde.

Von Beat Gygi

Es ist eine verkehrte Welt: Politiker und sich weltmännisch gebende Manager fordern immer wieder, die EU müsse handlungsfähiger werden. Europa müsse stark und geschlossen auftreten, damit es Asien und Amerika «auf Augenhöhe» begegnen könne, denn es gelte, sich im Wettbewerb gegen den asiatischen und den amerikanischen Raum zu behaupten. So reden Euro-Politiker dauernd vom Wettbewerb, sind aber in ihren Zielen und ihrem Handeln völlig gegen den Wettbewerb eingestellt und verlegen sich darauf, in Europa von oben herab die politische Vielfalt und die Eigenständigkeit der Menschen einzuschränken – getreu dem Grundsatz der Integration in Richtung einer «immer engeren Union».

Die Gegenposition aus der Sicht von unten kann so aussehen: «Wir schaffen das – alleine!» Gemeint ist damit nicht die Durchhalteparole der deutschen Regierung im Zusammenhang mit Zuwanderung und Asylpolitik, nein, die Formulierung stammt von zwei Autoren, für die das Wort «alleine» zentral ist. In ihrem soeben veröffentlichten Buch mit diesem Titel wenden sich Andreas Marquart und Philipp Bagus gegen die verbreitete Ansicht, dass grosse Länder im Prinzip stärker und leistungsfähiger seien als kleine Länder und dass die kleineren in der Weltwirtschaft und Weltpolitik besser fahren, wenn sie einem grossen Verbund angehören. Bagus, Ökonomieprofessor an der Universität Madrid, und Marquart, Ökonom bei der deutschen Finanzberatungsfirma Austrian Consult, vertreten die österreichische Schule in den Wirtschaftswissenschaften, die der persönlichen Entscheidungsfreiheit und Eigenverantwortung der einzelnen Personen mehr Gewicht beimisst als andere Richtungen der Ökonomie.

## «Ein schreckliches, dummes Projekt»

Den Kontrast zwischen zentralisierten Grossgebilden und dezentral organisierten kleinen Ländern veranschaulichen die Autoren mit einem Zitat des Starautors Nassim Taleb, der im Oktober 2012 in einem Interview mit dem Magazin *Foreign Policy* gesagt hatte, dass «die Europäische Union ein schreckliches, dummes Projekt» sei und dass «das stabilste Land in der Geschichte der Menschheit, vielleicht auch das langweiligste», die Schweiz sei. Hier die Schweiz, dort die EU, so kann man sich den Kontrast plastisch vorstellen. Das Buch bringt daneben aber eine viel breitere und allgemeinere Darstellung der Gegensätze zwischen kleinen und grossen Ländern, und netto



Globalisierung der Politik.

schneiden die kleinen Einheiten praktisch durchwegs besser ab, vor allem weil sie näher an den Menschen sind als die grossen Konstruktionen.

Ins Auge springen etwa Überschriften wie «Kleine Staaten sind friedlicher als grosse», «Grosse Staaten sind gefährlicher als kleine»; es wird dargestellt, wie grosse Gebilde Spielraum bieten für Umverteilung, Verschwendung, Korruption und wie kleine Einheiten stärkere Anreize haben, sich durch Freihandel den friedlichen Austausch mit den andern zu sichern. Den Autoren schwebt eine Art Raster vor, das zeigt, dass «die Grösse politischer Strukturen der entscheidende Faktor dafür ist, ob künftige oder bereits die heutigen Generationen in Wohlstand oder Armut, in Freiheit oder Knechtschaft, in Krieg oder Frieden leben werden». Bagus und Marquart kommen zum Schluss, dass es mit einem Stopp oder einer Umkehr des europäischen Integrationsprozesses nicht getan sei, wenn man die Verhältnisse für die Bürger wirklich verbessern wolle. Die Unterteilung in kleinere eigenständige Einheiten müsste deutlich weitergehen als heute.

Der Brexit ist für sie ein verheissungsvoller Bruch, da er zeige, dass die vermeintliche Einbahnstrasse hin zu den Vereinigten Staaten von Europa ein Wunschtraum sei und Zentralisierung und Vereinheitlichung durchaus

umkehrbar seien – wie dies Bagus in nebenstehendem Interview erläutert. Am Schluss des Buches werden zwei Szenarien durchgespielt: einerseits die Entwicklung hin zu den zentralisierten «United States of Europe», andererseits die Rückbesinnung auf eine Auflösung des grossen Blocks in vielfältige Einheiten. Im Negativszenario erscheint die Schweiz in einer prominenten Rolle: Sie ist die letzte stärkere Kraft, die sich noch gegen die Vereinnahmung durch die EU wehrt, muss dann aber der EU beitreten, als Brüssel droht, alle bilateralen Verträge zu kündigen.

## Immer mehr Leitplanken

Das wirft die andere Frage auf: Welchen Spielraum haben kleine Länder überhaupt, wenn die Grossen in der Welt die Spielregeln in einer Art Kartell unter sich abmachen? In diesem Zusammenhang hat Tobias Straumann, Professor für Wirtschaftsgeschichte an der Universität Zürich, dieser Tage eine elektrisierende Bemerkung gemacht. Zum 100-Jahre-Jubiläum der Wirtschaftsprüfungs- und Beratungsunternehmung EY (früher Ernst & Young) hat er mit Adrian Lemmenmeier ein Buch zur Unternehmensgeschichte verfasst und bei der Präsentation gesagt, dass es in den achtziger Jahren einen Bruch in der Schweizer Wirtschaft gegeben habe. Die Hintergründe seien für ihn zunächst unklar gewesen; die Globalisierung der

## Die Einbahnstrasse hin zu den Vereinigten Staaten von Europa ist bloss ein Wunschtraum.

Märkte oder Technologiesprünge habe es schon früher gegeben, das sei nicht neu.

Seine Erkenntnis war dann: Es war die internationale Regulierung, die zu dieser Zeit einsetzte und in alle Länder hineinwirkte. Vorher habe man in Schweizer Unternehmen fast beliebig operieren können, danach seien immer mehr Leitplanken und Beschränkungen durch internationale Richtlinien aufgetaucht, die Aktienrecht, Corporate Governance und viele andere Regeln veränderten. Das macht deutlich: Seit dreissig Jahren läuft eine Globalisierung der Politik, die auch kleine, selbständige Länder zunehmend einbindet.

Philipp Bagus und Andreas Marquart:  
Wir schaffen das – alleine! Finanzbuch. 160 S., Fr. 21.90  
Adrian Lemmenmeier und Tobias Straumann:  
Vertrauen als Mehrwert – 100 Jahre EY Schweiz. EY



EU

## «Negativer Saldo»

**Für den Ökonomen Philipp Bagus ist es keineswegs sicher, dass die EU als grosses Gebilde lange überleben wird. Kleine Länder sieht er im Vorteil.**

Herr Bagus, in Ihrem Buch schreiben Sie, kleine Länder seien stabiler als grosse, effizienter und besser auf die Bedürfnisse der Bürger ausgerichtet. Aber die grossen Gebilde überleben ja auch.

Philipp Bagus: Was heisst überleben? Viele grosse Länder und Reiche sind im Lauf der Zeit zerfallen. Heute gibt es auf der Welt weitaus mehr Länder als am Ende des Zweiten Weltkriegs.

**Aber wenn die fast dreissig Länder der EU so stark zusammengebunden werden, dass sie praktisch zu einer Einheit werden, muss man doch sagen: «Die grosse Konstruktion setzt sich durch.»**

In Europa ist die Sache keineswegs entschieden. Wir haben unser Buch ja gerade deshalb geschrieben, weil wir finden, dass zahlreiche kleine politische Einheiten besser sind als ein grosses Gebilde. Die EU ist jetzt am Scheideweg. Die Entwicklung kann tatsächlich weitergehen in Richtung eines umfassenden EU-Bundesstaates, eines grossen Konstrukts. Der Austritt Grossbritanniens hat jedoch gezeigt, dass es auch ganz anders kommen kann.

**EU und Währungsunion sollen durch Koordination der Finanz- und Sozialpolitik noch stärker verbunden werden.**

Die Euro-Probleme führen dazu, dass viel Geld von den starken Ländern in Problemländer verschoben wird. Die EU wird zunehmend zur Umverteilungsunion.

**Und das kann man stoppen?**

Der Brexit hat einen Präzedenzfall geschaffen, den ich begrüsse. Von nun an steht immer die Austrittsmöglichkeit im Raum, jedes Mitglied kann sich sagen: «Wenn Regulierungen oder Zentralisie-



«Am Scheideweg»: Ökonom Bagus.

rungsschritte völlig gegen uns laufen, dann treten wir aus.»

**Ist das stärker als der Zwang, die Währungsunion durch eine politische Klammer zusammenzuhalten?**

Der Euro erzeugt einerseits grossen Druck, die Finanzpolitik zu zentralisieren. Andererseits macht er das ganze Gebäude so instabil, dass es in einer Krise zusammenfallen kann.

**Eine Dezentralisierung in der EU könnte also brutal oder glimpflich erfolgen?**

Ein Zusammenbruch der Währungsunion

**«Das ist das Problem: Wenn man sich einmal beugt, dann hat man keinen Spielraum mehr.»**

wäre der abrupte Fall, das Austreten von Mitgliedern entspräche einem glimpflichen Zurückfahren der Integration.

**Bei welchen anderen Staaten können Sie sich einen Austritt vorstellen?**

Eine Voraussage ist schwierig. Als Kandidaten sehe ich am ehesten die Niederlande, Frankreich und vielleicht Finnland.

**Auch die Europäische Zentralbank ist auf den Erhalt des grossen Gebildes fixiert.**

Sie kann nicht mehr viel machen. Die Negativzinsen können nicht mehr weiter gedrückt werden, solange es das Bargeld noch gibt. Sie kann ihre Anleihenkäufe weiterführen, aber das fördert die Disziplinlosigkeit der Regierungen und löst das Problem der Staatsverschuldung nicht. Zudem kann jederzeit Inflationsdruck aufkommen, und wenn dann die Zinsen erhöht werden müssen, drohen sofort Rezession und Staatsbankrotte.

**Hat die repräsentative Demokratie bei der Kontrolle der Verschuldung versagt?**

Ja. Eigentlich sollte der Stabilitäts- und Wachstumspakt die Verschuldung und Defizite auf bestimmte Werte begrenzen, aber der war zu schwach. Was nützt den kleinen Staaten ihr besseres Abschneiden, wenn die Grossen sie daran hindern, ihre Vorteile auszuspielen? Die Schweiz wurde durch das Kartell der Hochsteuerländer zur Abänderung ihrer Steuerregeln gezwungen.

**Was wäre passiert, wenn die Schweiz sich nicht gefügt hätte?**

Das weiss man nicht. Das ist das Problem: Wenn man sich einmal beugt, dann hat man keinen Spielraum mehr.

**Hat die europäische Integration den Wettbewerb alles in allem gesehen geschwächt oder gestärkt?**

Es ist schwierig, zu sagen, was ohne EU passiert wäre. Vielleicht hätte sich auf andere Weise ein Binnenmarkt gebildet. Die Wirkung der EU ist meiner Meinung nach per saldo negativ, weil sie den politischen Wettbewerb ausschaltet, betreffe dies Geld, Steuern oder Regulierungen.

Philipp Bagus ist Professor für Ökonomie an der Juan Carlos Universität in Madrid  
Interview: Beat Gygi

# MACHTSPIEL

WIE VIEL WAHRHEIT BRAUCHT DER STAAT?

Anmelden und mitdiskutieren:  
[fokusethek.ch](http://fokusethek.ch)

FOKUSETHIK  
FORUM SCHWEIZ

**2. FORUM FOKUS ETHIK:**  
«HAUPTSACHE WAHRHEIT»; 6./7. APRIL 2017 IM KKTHUN

Modul 1: Wahrheit und Macht | Modul 2: PR und Medien  
Modul 3: Das wahre Leben | Modul 4: Digital Natives



Flavia Kleiner

Roger Köppel

Prof. Dr. Rüdiger Safranski

# Von Abba zu Allah

Oberflächlich betrachtet ist Schweden ein modernes, wohlhabendes Gemeinwesen mit zufriedenen Menschen. Das Erfolgsmodell ist durch die Massenimmigration akut gefährdet.

Von Wolfgang Koydl

Es schneit in Mogadischu, es schneit in dicken, schweren Flocken. Sie ziehen einen Schleier vor die schmutziggelben, tarngrünen und blutroten Fassaden der Sozialbauten. Sie breiten eine frische Decke über den festgetretenen Schnee, und sie dämpfen sogar das Kreischen der schwarzen und braunen Kinder, die sich eine Schneeballschlacht liefern. Ein perfektes Winterwunderland.

Doch dieses Mogadischu liegt nicht in Afrika, sondern in Europa. «Lilla Mogadishu» nennen die Stockholmer den Vorort Rinkeby rund 20 Autominuten nördlich der Stadt: Klein Mogadischu. Der Übername bezieht sich auf die Somalis, die hier leben, doch Rinkeby ist ein wahres Sammelsurium von Nationen, vorwiegend aus Afrika und dem Nahen Osten. Bei 90 Prozent liegt der Anteil der Bevölkerung mit Migrationshintergrund. Europäisch ist nur die Lidl-Filiale gleich gegenüber dem U-Bahnhof.

Wer allerdings Verfall, Vandalismus und Verelendung nach Art französischer Banlieues oder britischer Muslimquartiere erwartet, sieht sich getäuscht: Es gibt keine verrammelten, vernagelten Ladenfronten, keine zersplitterten Fenster und auch keine zertrümmerten Bankautomaten. Nur ein einziges Restaurant wirbt mit arabischer Schrift, und «Nura Fashions» verkauft exklusiv Hidschabs. Die abgetrennten Köpfe der Schaufensterpuppen mit den Kopftüchern in der Auslage wirken leicht gruselig. Abgesehen davon sieht hier alles ordentlich, aufgeräumt und proper aus. Mehr Zürich-Schwamendingen als Brüssel-Molenbeek.

## No-go-Zonen

Nur dass in Schwamendingen nicht Autos angezündet und Bandenkriege ausgetragen werden. Auch Sanitäter können in der Zürcher Agglo ungefährdet ihre Arbeit tun und müssen nicht mit Helmen, Schutzwesten und unter Polizeischutz zu Notfällen ausrücken. Rinkeby hingegen ist eines von offiziell 53 Gebieten in Schweden, in denen Parallelgesellschaften entstanden sind, wo die Hoheit des schwedischen Staates nur noch eingeschränkt Gültigkeit hat.

No-go-Zonen nennt man solche Quartiere anderswo knapp und präzise, aber in Schweden nehmen Politik und Mainstream-Medien diesen Ausdruck genauso wenig in den Mund wie eine Giftampulle. Man spricht lieber von «Wohnbezirken, die zunehmend von Kriminalität, sozialer Unruhe und Unsicherheit

getrübt» würden. Immerhin wird eingestanden, dass die Polizei in diesen Problembezirken zuweilen «Schwierigkeiten hat, ihre Aufgaben zu erfüllen». Etwa, wenn ein hass-erfüllter Mob wieder einmal ein Polizeiaufgebot aus dem Viertel hinauswirft.

Für das Ausland wäre freilich selbst das Eingeständnis von sozialen Problemen zu gross. Denn ihr Bild nach aussen ist den Schweden wichtig. Das Aussenministerium in Stockholm nannte die No-go-Areas in einer Pressemitteilung denn auch frohgemut «Go-go-Areas». Der Schweiz nicht unähnlich, geniesst das Land weltweit einen Ruf, der in keinem Verhältnis zu seiner eigentlichen Grösse und Bedeutung steht: Pippi Langstrumpf und Björn Borg, Abba und Ikea, dazu eine neutrale und humanitäre Supermacht mit wohlhabenden, glücklichen und auf Harmonie und Ausgleich bedachten Menschen. Noch nicht einmal August Strindberg und Stieg Larsson konnten nachhaltig an dieser Reputation kratzen.

Doch dann kam Donald Trump. Mit seiner leichthändig dahingeworfenen Bemerkung, was «gestern Abend» wieder mal in Schweden passiert sei, bezog er sich zwar auf kein aktuelles Ereignis. Aber mit seinen Worten verrückte er gleichsam einen Scheinwerfer, so dass das internationale Schlaglicht plötzlich dunkle Ecken und Winkel ausleuchtete, vor deren Existenz selbst die Schweden die Augen verschliessen: dass eine fahrlässig grosszügige Masseneinwanderungspolitik und die gescheiterte Integrationspolitik mittlerweile zu einem Anstieg der Kriminalität geführt haben und das Gewebe der schwedischen Gesellschaft zum Zerreißen gespannt ist.



«Bis zur Selbstaufgabe»: Nahostkenner Norell.

«Wir befinden uns in einem Dilemma, aus dem wir noch keinen Ausweg gefunden haben», beschreibt der Terrorismusexperte Magnus Norell die Lage. «Erstmals kollidieren zwei Grundimpulse unseres Selbstverständnisses miteinander, die sich bisher ergänzt haben.» Schweden sei eine der egalitärsten Gesellschaften der Welt, in der jeder die gleichen Rechte und Pflichten habe. Probleme würden zivilisiert und respektvoll ausdiskutiert. Es gibt einen unübersetzbaren schwedischen Begriff für dieses Prinzip: *Jantelagen* – keiner ist besser als der andere. Die Schweden haben es total verinnerlicht – bis zur Selbstaufgabe, wie es jetzt scheint.

Denn einerseits gibt es den humanitären Impuls, Ärmeren so gut wie möglich zu helfen. Schweden hält grosse Stücke auf seine Hilfsbereitschaft, vor allem gegenüber der

## «Hier wird gezielt eine Parallelgesellschaft aufgebaut.»

Dritten Welt. «Doch nun kommen von dort Leute zu uns, die zwar unseren Schutz und unsere Hilfe zu verdienen scheinen, die aber dreist Forderungen vorbringen, ohne sich auf Debatten oder gar Kompromisse einzulassen», erklärt Norell.

Die Folgen seien unübersehbar: «Wir geben nach, erst ein bisschen, dann noch ein wenig; es kostet uns ja nicht viel. Doch aus dem kleinen Finger wird der ganze Arm. Und eh wir uns versehen, haben wir segregierte Schulen, getrennte Schwimmzeiten in den Bädern und



Kenntnisreicher als Trump: Autorin Janouch.





«Viele Schweden wollen nicht sehen, wie sich vor ihren Augen ihre Gesellschaft verändert»: Stockholmer Vorort Rinkeby, genannt «Lilla Mogadishu».

Gewalt auf unseren Strassen. Mit Egalitarismus hat das gar nichts mehr zu tun.»

«Zorn Allahs»

Norell ist auch ein in Europa und in den USA anerkannter und respektierter Nahostkenner. Er hat viele Jahre lang in Israel und mehreren arabischen Ländern gelebt. Er weiss, wovon er spricht. Seit einigen Monaten freilich ist er ein geschmähter Nestbeschmutzer, von dem sich Freunde und Kollegen abwenden. Sein Vergehen: Er hatte im Auftrag der staatlichen Zivilschutzbehörde MSB eine Studie über die Umtriebe der radikalen Muslimbruderschaft in Schweden erstellt und war zu beunruhigenden Ergebnissen gekommen: «Hier wird gezielt eine Parallelgesellschaft aufgebaut, die ausserhalb unserer Gemeinschaft steht.»

Die Reaktion auf den Report liess nicht lange auf sich warten. «Wir haben den Zorn Allahs auf uns beschworen», sagt Norell milde lächelnd. Nicht nur muslimische Verbände be-

schimpften ihn und seine Co-Autoren als «Rassisten». Das sei zu erwarten gewesen, gibt er zu. Sondern auch die führenden Islamologen des Landes unterzeichneten einen Brandbrief gegen ihn. Norell schüttelt den Kopf: «Das sind dieselben Leute, die sich nie mit den Muslimbrüdern in Schweden auseinandergesetzt haben.» Sie hätten den Kopf in den Sand gesteckt. «Dabei bedarf es einer intellektuellen Anstrengung, nicht zu sehen, was hier vorgeht.»

Nicht dass es ihn überrascht hätte. Die Zivilschutzbehörde hatte ihn vorher gefragt, mit welcher Reaktion man auf seinen Report rechnen müsse. «Islamophob, rassistisch, die ganze Litanei der üblichen Vorwürfe», hatte er geantwortet. «Denn wir haben eine Eiterbeule aufgestochen, und was da herausquoll, sah nicht gut aus, und es roch noch schlechter.»

Denselben Fehler beging Katerina Janouch. Die gebürtige Tschechin hat sich in ihrer zweiten Heimat einen Namen als Autorin von Kinderbüchern sowie von Sexual- und Gesundheitsratgebern gemacht. Politisch war sie nie

in Erscheinung getreten – bis sie Anfang des Jahres einer tschechischen Website ein Video-Interview über die gegenwärtigen Zustände in Schweden gab. Sie sprach deutlicher, präziser und kenntnisreicher als Trump, doch sie erzielte denselben Effekt.

«Ich war sehr offen», sagt die 53-Jährige. «Ich sprach darüber, dass sexuelle Übergriffe zunehmen und viele Frauen solche Delikte gar nicht mehr anzeigen. Ich sprach darüber, dass mehr und mehr Frauen, aber auch homosexuelle Männer, abends nicht mehr gerne U-Bahn fahren. Ich sprach von Morden auf offener Strasse, davon, dass Zeugen die Kehle durchgeschnitten wird, von Bandenkriegen im Drogenmilieu. Und ich sprach darüber, dass viele Schweden nicht sehen wollen, wie sich vor ihren Augen ihre Gesellschaft verändert.»

Anmassungen von Migrantinnen

Was folgte, übertraf ihre schlimmsten Befürchtungen. Das Gespräch mit der obskuren Website fand seinen Weg in die schwedischen

Medien: *Dagens Nyheter*, die führende Tageszeitung, widmete Janouchs Ausführungen einen langen Artikel. Dann sezierten drei Experten des Staatsfernsehens, unterstützt von zwei Tschechisch-Dolmetschern, die Aussagen. Und schliesslich äusserte sich sogar Ministerpräsident Stefan Löfven zu dem Skandal.

Das alles blieb nicht ohne Folgen. «Inzwischen musste ich mich von meinem langjährigen Verleger trennen», berichtet die Schriftstellerin. «Er sagte, er könne mich nicht mehr unterstützen. Wie käme ich als Kinderbuchautorin denn überhaupt dazu, mich zu heiklen politischen Fragen auszulassen.» Janouch ist überzeugt, dass die «Hexenjagd» auf sie einen pädagogischen Hintergrund hat. «Man will an mir ein Exempel statuieren, um anderen zu zeigen: <Seht her, so geht es allen, die aus der Reihe tanzen.>»

Janouch will ihre Erfahrungen nun in einem Buch verarbeiten. Dazu führt sie lange Gespräche mit ihrem Vater. Frantisek Janouch war zusammen mit Václav Havel Mitbegründer der tschechoslowakischen Bürgerrechtsbewegung Charta 77. Auch er entdeckte im heutigen schwedischen Meinungsklima Parallelen zum ehemaligen kommunistischen Einheitsstaat. Seine Tochter jedenfalls ist mittlerweile froh, dass sie noch einen tschechischen Pass und eine Wohnung in Prag hat.

Auch sie hat keine Antwort darauf, warum ausgerechnet die selbstbewussten schwedischen Feministinnen Übergriffe und Anmassungen von Migrantinnen aus frauenfeindlichen Kulturkreisen so widerstandslos hinnehmen. Ist es einfach Angst? «Natürlich ist es leichter, den weissen schwedischen Mann zu kritisieren», sagt sie. «Da besteht keine Gefahr.» Zumal der schwedische Mann erfolgreich domestiziert wurde und recht handzahn geworden ist.

### Pfeifen auf Statistiken

Es ist in der Tat grotesk, mit welcher bizarren Argumenten schwedische Politikerinnen Vergewaltigungen beschönigen, wenn sie von Migrantinnen verübt werden. «Haben schwedische Männer etwa einen besseren Satz von Chromosomen als der Rest der globalen Männerwelt», blaffte eine ehemalige Regierungsmitarbeiterin. Barbro Sörman von der Linkspartei legte gar säuberlich dar, weshalb schwedische Vergewaltiger schlimmer seien als afghanische oder somalische: Sie seien in einer egalitären Gesellschaft aufgewachsen und müssten es besser wissen. Für Katerina Janouch ist das purer Rassismus: «Sie unterstellt, dass Menschen aus anderen Kulturen zurückgeblieben sind.»

Obwohl die Zahlen anderes aussagen – zwischen 1995 und 2014 stieg die Zahl gemelde-






ter Vergewaltigungen von 1707 auf 6697 –, beauftragte Integrationsministerin Ylva Johansson noch Ende letzten Jahres, dass diese Fälle «runter-, runter-, runtergehen». Ihr Kabinettskollege, Justizminister Morgan Johansson, lehnte gleichwie neue Erhebungen ab: Die alten Statistiken – aus den 90er Jahren – taugten noch ganz gut.

Oft wird von Regierungsseite die hohe Zahl der Sexualdelikte damit erklärt, dass Schweden Übergriffe als Vergewaltigung verfolgt, die anderswo nicht so eingeschätzt würden. Nun ist es richtig, dass man sich als Mann in Schweden schon aufs Glatteis begeben kann, wenn man einer Frau im Restaurant aus dem Mantel hilft. Doch das erklärt nicht die Zunahme von Sexualdelikten um 13 Prozent allein im letzten Jahr. Zudem werden nur 14 Prozent der gemeldeten Fälle aufgeklärt. Weltweit liegt Schweden bei Vergewaltigungen nach Uno-Angaben auf einem beschämenden zweiten Platz hinter dem afrikanischen Lesotho.

Immer mehr Schwedinnen pfeifen aber sowieso auf Statistiken und ziehen ihre eigenen Schlussfolgerungen: Sie rüsten auf – mit Pfefferspray und Alarmarmbändern. Den Fünferpack für alle Frauen in der Familie gibt es im Sonderangebot. Auch Schützen- und Jagdsportvereine werden von Neumitgliedern überrannt. Diese Klubs sind die einzige Möglichkeit, legal an eine Waffe zu kommen.

# DIE TOYOTA HYBRID-ÄRA HAT BEGONNEN!

20 Jahre nach der Einführung entscheidet sich die Mehrheit der Toyota Kunden in der Schweiz für ein Modell mit dem Vollhybrid-Antrieb.

				
1878 Erstes in Serie gebautes Automobil mit Dampftrieb	1886 Erstes Automobil mit Benzinmotor	1930 Erster Personenwagen mit Dieselmotor	1997 Toyota Prius, das erste Automobil in Grossserie mit einem Hybridantrieb, wird in Japan lanciert	2017 Die Mehrheit der Toyota Kunden in der Schweiz entscheidet sich für einen Hybrid

### Jetzt auf einen Hybrid von Toyota umsteigen

- Für die Umwelt
- Für die Zukunft
- Für Ihre Kinder und deren Zukunft
- Für Ihr Portemonnaie
- Für mehr Fahrspass

Mehr gute Gründe auf [toyota.ch](http://toyota.ch)



Es gibt viele gute Gründe, sich für einen Toyota mit der Vollhybrid-Technologie zu entscheiden! Mittlerweile hat Toyota weltweit mehr als **10 Millionen Automobile** mit dieser wegweisenden Technologie verkauft – wobei für die letzte Million gerade einmal neun Monate gebraucht wurden. **In der Schweiz sind 56% der verkauften Toyota Personenwagen mit einem Vollhybrid-Antrieb versehen!** Denn die

Vollhybrid-Automobile von Toyota beeindrucken mit niedrigem CO<sub>2</sub>- und NO<sub>x</sub>-Ausstoss sowie einem geringen Verbrauch und geniessen in gewissen Kantonen gar einen **steuerlichen Vorteil!**

Ein Vollhybrid von Toyota kann eine kurze Strecke rein elektrisch zurücklegen – komplett frei von Emissionen und völlig lautlos, **ohne dass er an einer Steckdose aufgeladen**

**werden muss.** Entgegen gewissen Vorurteilen sind Hybride nicht teurer als konventionell angetriebene Fahrzeuge. Jeder Hybrid von Toyota ist **serienmässig mit einem stufenlosen Automatik-Getriebe ausgestattet!**

Dank der Toyota Vollgarantie von 100'000 km innert drei Jahren, der fünf Jahre dauernden Garantie auf bestimmte Hybride Komponenten (bis

100'000 km) und dem **Gratis-Service bis 60'000 km innert sechs Jahren** sind Sie für alle Eventualitäten stets gerüstet.

Last but not least: Dank ihrer Langlebigkeit glänzen die Hybride von Toyota auch durch einen überdurchschnittlich hohen Wiederverkaufswert.



Diese Reaktion ist verständlich, wenn man die hilflosen, ja lächerlichen Reaktionen von Politik und Polizei betrachtet. Als es bei einem Open-Air-Konzert zu massenhaften Belästigungen nach Art der Kölner Silvesternacht gekommen war, fiel Schwedens oberstem Polizisten, Reichspolizeichef Dan Eliasson, nichts Besseres ein, als Frauen Armbänder mit der Aufschrift «Nicht grabschen» zu empfehlen. So könne man ein Schlaglicht auf das Problem werfen, meinte er. Der Vorschlag starb sang- und klanglos, als Grabscher ertappt wurden, die ein solches Band trugen.

### Heimlicher Dank an Ungarn

Ähnlich wird die Zunahme der Verbrechen verharmlost. Allein innert 24 Stunden Anfang März wurden im Grossraum Stockholm sechs kaltblütige Morde verübt. Und nur in Kriegsgebieten werden inzwischen mehr Anschläge mit Handgranaten verübt als in Schweden.

Löst dies Besorgnis oder gar Entrüstung aus? Was müsse dieser junge Mann durchgemacht haben, sorgte sich Polizeichef Eliasson um den somalischen Mörder einer jungen Schwedin. «Oberflächlich betrachtet, sind es Verbrecher, aber sie sind auch Menschen und Teil unserer lokalen Geschichte», verteidigte Leif Magnusson, der Leiter des Multikulturellen Zentrums von Fittja, einem anderen Stockholmer Problembezirk, ein mit Steuergeldern

finanziertes Wandgemälde, das an drei getötete Straftäter erinnert.

Allmählich scheint aber die Politik erkannt zu haben, dass es so nicht weitergehen kann. Nachdem 2015 noch 160 000 Migranten ins Land geströmt waren, zog die Regierung die Notbremse. Im letzten Jahr wurden nur noch rund 28 000 Zuwanderer registriert. Die Kontrollen an der Grenze zu Dänemark – die ersten seit Schaffung der Nordischen Passunion 1954 – wurden beibehalten, und grundsätzlich richtet man sich nur noch nach europäischen

### Nachdem 2015 160 000 Migranten ins Land geströmt waren, zog die Regierung die Notbremse.

Minimalstandards. Klammheimlich dankt man Ungarn, den Balkanstaaten und der Türkei, dass sie sich die Hände schmutzig machen.

Der Meinungsumschwung wurde durch Umfragen ausgelöst, die einen raketengleichen Schub für die Partei der Schwedendemokraten (SD) von 13 auf über 20 Prozent verzeichneten. Wegen ihrer rechtsextremen Wurzeln sind die SD die Schmutzkelner der schwedischen Politik, gegen die alle anderen im Parlament vertretenen Parteien ein Bündnis geschlossen haben. Um ja keine vorgezogenen Neuwahlen zu provozieren, die den

Schwedendemokraten nutzen könnten, unterstützen auch Konservative die rot-grüne Minderheitsregierung. Die Mehrheit der Mitglieder und Wähler der SD hat freilich mit Neonazi-Parolen nichts am Hut. Sie sind – mit den Worten des Terrorexperten Norell – «stocksaurer Männer und Frauen».

Linus Bylund sitzt für die Schwedendemokraten im Reichstag. Wie ein Schmutzkelner sieht er nicht aus in seinem modisch knapp geschnittenen Anzug, dem sorgfältig gestutzten Bart und der Designerbrille. Der 39-Jährige, der als Kleinkind im damals noch überwiegend schwedisch bevölkerten Rinkeby aufgewachsen ist, hat wohlwollend wahrgenommen, dass die Regierung den Kurs gegenüber unkontrollierter Einwanderung geändert hat. Aber nicht nur er weiss, dass damit das viel brisantere Problem integrationsresistenter Parallelgesellschaften nicht gelöst wird.

«Die Regierung hat sich in eine Ecke gepinselft», bemüht Bylund das englische Sprachbild eines Malers, der mit dem Rücken zur Wand auf den frischgestrichenen Boden vor sich blickt. Für eine grosse Traditionspartei wie die Sozialdemokraten sei es sehr schwer, zuzugeben, dass sie einen Fehler gemacht habe, meint er. «Sie wissen, dass sie rausmüssen aus dieser Ecke, aber sie müssen warten, bis die Farbe trocken ist. Wir alle können nur hoffen, dass dies nicht allzu lange dauert.» ○

# DER GÜNSTIGSTE VOLLHYBRID DER SCHWEIZ!

## YARIS HYBRID JETZT AB CHF 19'950.–\*



**TOYOTA**

ALWAYS A  
BETTER WAY



**6 JAHRE /  
60'000 KM  
FREE SERVICE  
INKL.**

LEASING  
JETZT AB  
**0,9%**

**Prius Hybrid**  
Der Hybrid-Pionier

**Auris Hybrid**  
Der kompakte Vollhybrid

**Auris TS Hybrid**  
Der Vollhybrid-Kombi

**Toyota C-HR Hybrid**  
Das Toyota Juwel

**RAV4 Hybrid**  
Der Hybrid mit 4x4



**PS: ES BRAUCHT  
KEINE STECKDOSE.**

\*Empf. Netto-Verkaufspreis nach Abzug der Cash-Prämie, inkl. MwSt. **Yaris Hybrid** Luna, 1,5 HSD e-CVT, 5-Türer, 74 kW (100 PS), CHF 22'700.– abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'750.– = CHF 19'950.–, Ø Verbr. 3,3 l/100 km, CO<sub>2</sub> 75 g/km, En.-Eff. A. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 17 g/km. Abgebildetes Fahrzeug: **Yaris Hybrid** Trend, 1,5 HSD e-CVT, 5-Türer, 74 kW (100 PS), CHF 23'750.– abzgl. Cash-Prämie von CHF 2'750.– = CHF 21'000.–, Ø Verbr. 3,6 l/100 km, CO<sub>2</sub> 82 g/km, En.-Eff. A. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 18 g/km. **Prius Hybrid** Sol Premium, 1,8 VVT-i-HSD, 5-Türer, 90 kW (122 PS), CHF 37'900.–, Ø Verbr. 3,3 l/100 km, CO<sub>2</sub> 76 g/km, En.-Eff. A. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 17 g/km. **Auris Hybrid** Trend, 1,8 HSD e-CVT, 5-Türer, 100 kW (136 PS), CHF 31'300.–, Ø Verbr. 3,6 l/100 km, CO<sub>2</sub> 82 g/km, En.-Eff. A. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 18 g/km. **Auris Hybrid** Touring Sports, 1,8 HSD e-CVT, 5-Türer, 100 kW (136 PS), CHF 32'600.–, Ø Verbr. 3,6 l/100 km, CO<sub>2</sub> 83 g/km, En.-Eff. A. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 18 g/km. **C-HR Hybrid** Style, 1,8 HSD FWD, e-CVT, 5-Türer, 90 kW (122 PS), CHF 34'700.–, Ø Verbr. 3,9 l/100 km, CO<sub>2</sub> 87 g/km, En.-Eff. A. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 20 g/km. **RAV4 Hybrid** Style, 2,5 HSD e-CVT, 5-Türer, 145 kW (197 PS), CHF 45'400.–, Ø Verbr. 5,1 l/100 km, CO<sub>2</sub> 118 g/km, En.-Eff. B. CO<sub>2</sub>-Emissionen aus Treibstoff- und/oder Strombereitstellung: 26 g/km. Ø CO<sub>2</sub>-Emission aller in der Schweiz immat. Fahrzeugmodelle: 134 g/km. **Leasingkonditionen:** Eff. Jahreszins 0,90%, Vollkaskoversicherung obligatorisch, Kautions- und Finanzierungsbetrag 5% (mind. CHF 1'000.–), Laufzeit 24 Monate und 10'000 km/Jahr. Eine Leasingvergabe wird nicht gewährt, falls sie zur Überschuldung führt. Die Verkaufsoptionen sind gültig für Vertragsabschlüsse mit Inverkehrsetzung vom 1. März 2017 bis 30. April 2017 oder bis auf Widerruf. Abbildung zeigt aufpreispflichtige Optionen.



Deutschland

## Weltoffen bis zum Untergang

Die Türken in Deutschland sehen sich als Identitäre, die mit dem Herzen halb in der Türkei, halb in der Bundesrepublik sind. Die Politik von Kanzlerin Angela Merkel unterstützt sie dabei.

Von Cora Stephan

Sie sind da, und sie sind viele: die «Identitären». Sie versammeln sich zu Tausenden und jubeln unter einem Meer von Fahnen und zu ohrenbetäubender, aufputschender Musik Agitatoren zu, die sie auffordern, ihre «Identität mit Stolz» zu tragen. Völkisch orientierte Menschen, Jung und Alt, «Kulturrassisten», wie es bei Wikipedia heisst, die auf ihrer «Identität» beharren, voll vaterländischer Inbrunst und patriotischem Chauvinismus.

Nun ist Deutschland dafür bekannt, dass hier der Kampf gegen alles, was irgendwie völkisch oder national tönt, also gegen «rechts», besonders diszipliniert geführt wird. Den politisch Korrekten entgeht nichts. Nur diese jubelnden Massen hat man offenbar nicht auf dem Schirm: Menschen, die auch schon mal begeistert von der Todesstrafe und einem autoritären Führer schwärmen. Wo bleibt der Aufschrei? Bleibt er aus, weil es sich nicht um die notorisch verdächtigen «Kartoffeln» und «Bio-Deutschen» handelt, sondern um Türken in Deutschland?

Als die kürzlich in Oberhausen dem türkischen Ministerpräsidenten Binali Yıldırım zujubelten, bestärkte er sie herzlich darin, ihre «Identität mit Stolz» zu tragen. «Eine Hälfte eures Herzens ist hier, die andere bei uns. Ihr seid hier nicht alleine. Hinter euch ist euer Ministerpräsident Yıldırım, euer Präsident Erdogan und der türkische Staat.»

### Enthusiastische Fans

Yıldırım und Erdogan haben gute Gründe, Wahlkampf in Deutschland betreiben zu wollen. Immerhin leben in Deutschland 1,4 Millionen stimmberechtigte Türken – der «Wahlbezirk Deutschland» ist nach Istanbul, Ankara und Izmir der viertgrösste. Sie alle sollen am 16. April für jene Verfassungsreform stimmen, die dem türkischen Staatspräsidenten mehr und dem Parlament weniger Macht geben soll. Wenn das Volk wünscht, was angeblich auch die Ehefrau des türkischen Aussenministers wünscht, bekommt es gleich noch die Wiedereinführung der Todesstrafe obendrauf. Während die AKP-Regierung noch nicht einmal die Hälfte der Wähler in der Türkei repräsentiert, hat Erdogan unter den Deutsch-Türken, mit oder ohne deutschen Pass, mehrheitlich enthusiastische Fans.

Man darf seine Zweifel haben, ob die auch nur die Hälfte ihres Herzens an Almanya verschenken. Gemäss einer aktuellen Studie der Universität Münster sind drei Viertel der türkischen Zuwanderer und ihrer Nachkommen religiös und in der Lebensweise konservativ, zwei



Deutschland ist abgeschafft.

Drittel der Befragten denken, der Islam passe durchaus in die westliche Welt. 73 Prozent der Gesamtbevölkerung in Deutschland finden das nicht. Die werden allerdings nicht gefragt.

Mittlerweile regt sich Unmut: Warum tragen die Türken ihren Wahlkampf und ihre Konflikte in Deutschland aus? Kann man solche Veranstaltungen nicht verbieten? Könnte man, wenn der politische Wille da wäre. Den hat man bei den Nachbarn: In Österreich und in den Niederlanden weist man türkische Wahlkämpfer wünschenswert deutlich ab. Nur in Deutschland versteckt man sich hinter dem unerbittlichen Willen zur Rechtsstaatlichkeit – die indes einem Verbot solcher Auftritte durchaus nicht im Wege steht. Die schlichte Wahrheit: Die Merkel-Regierung ist

durch Erdogan erpressbar. Nun wird sie auch noch von den Nachbarn blossgestellt. Aber vielleicht sind wir hier in Deutschland schon längst weiter, was die deutsch-türkische Verständigung betrifft – und keiner hat's gemerkt. Yıldırım hat bei seiner Wahlkampfveranstaltung in Oberhausen seine türkischen Zuhörer dazu aufgefordert, in Deutschland politischen Einfluss zu nehmen. Kein Problem, in der Bundesregierung sitzen bereits die Richtigen.

### «Vielfältiges Einwanderungsland»

Gemäss einem von der für Migration zuständigen Staatsministerin Aydan Özoğuz angeregten «Impulspapier» soll, umstürzend, das Grundgesetz geändert werden: «Die Bundesrepublik Deutschland ist ein vielfältiges Einwanderungsland.» Diesem Staatsziel soll der erleichterte Zugang zur deutschen Staatsbürgerschaft dienen, insbesondere zur doppelten Staatsbürgerschaft. Wem das an Vielfalt noch nicht genügt, darf auf ein Gesetz hoffen, das jüngst im Landtag von Nordrhein-Westfalen eingebracht wurde: Auch Migranten, die nicht aus der EU kommen, sollen bereits nach fünf Jahren Aufenthalt ohne deutschen Pass wählen dürfen – zwar nur auf kommunaler Ebene, aber daran kann man ja noch arbeiten. Der deutsche Pass ist offenbar mittlerweile sein Papier nicht mehr wert.

Gewiss, solche Forderungen sind verfassungswidrig, wie der Justiziar der CDU/CSU-Bundestagsfraktion anmerkt: «Das Wahlrecht, mit dem das Volk die Staatsgewalt ausübt, setzt nach der Konzeption des Grundgesetzes die deutsche Staatsangehörigkeit voraus.» Doch was soll's? Haben wir in Deutschland das Wort «Volk» nicht längst auf die Liste der verbotenen Wörter gesetzt? Die Bundeskanzlerin jedenfalls revidierte das Grundgesetz jüngst kühn, indem sie erklärte: «Das Volk ist jeder, der in diesem Land lebt.» Deutschland ist abgeschafft. Geht doch.

Identitär? Nationalistisch? Nicht mit den Deutschen. Gut, dass wir nicht so sind wie die anderen! Wir aber bleiben weltoffen bis zum Untergang.

Cora Stephan ist Publizistin und Buchautorin. Zuletzt erschien ihr Roman «Ab heute heisse ich Margo».





## «Stella» und der Trump-Effekt

Die Medien überbieten sich mit schrillen Kommentaren zu Donald Trump. Jenseits von Jubel und Verdammung dokumentiert die *Weltwoche* an dieser Stelle, was der neue US-Präsident tatsächlich getan oder gesagt hat.

**1 — Sturm:** Ein Schneesturm namens «Stella» mit Kurs auf die Nordostküste der USA hat den Reiseverkehr beeinträchtigt. Betroffen war auch die deutsche Kanzlerin Angela Merkel. Angesichts der eisigen Sturmwinde hat sie ihren für Dienstag anberaumten Besuch im Weissen Haus auf Freitag verschoben.

**2 — Tatendrang:** Das Budgetbüro des Kongresses hat seine mit Spannung erwartete Analyse zu den Gesundheitsplänen der Republikaner veröffentlicht, mit welchen «Obamacare» abgeschafft und ersetzt werden soll. Das unabhängige Büro kommt zum Schluss, dass bis 2026 rund 24 Millionen Menschen weniger versichert sein werden als unter dem derzeitigen System. Die Staatskasse würde im selben Zeitraum um 337 Milliarden Dollar entlastet. Der Präsidentensprecher Sean Spicer sagte, die Prognose des Budgetbüros liege «weit daneben».

Präsident Trump, der am Montag seine erste Kabinettsitzung im Weissen Haus abgehalten hat, erklärte, dass die Bemühungen, «Obamacare» abzuschaffen und zu ersetzen, eine «grosse, fette, schöne Verhandlung» darstellten. Der Präsident warnte: «Es wird eine kleine Weile dauern, bis wir so weit sind, aber es wird eine wunderschöne Sache werden.»

Vier Kabinettsmitglieder sind immer noch nicht bestätigt. Präsident Trump machte die Obstruktionspolitik der Demokraten dafür verantwortlich.

**3 — Aufschwung:** Das Arbeitsministerium teilte mit, dass private Unternehmen und der Staat insgesamt 235 000 Arbeitsplätze geschaffen haben. Das sind 35 000 Stellen mehr als erwartet. Gleichzeitig ging die Arbeitslosenquote um 0,1 Prozentpunkte auf 4,7 Prozent zurück. Damit herrscht de facto Vollbeschäftigung.

Die im Januar getätigten Inlandverkäufe waren auf dem höchsten Niveau seit 2007. Die Nationale Vereinigung für unabhängige Geschäfte sieht den Optimismus von Kleinunternehmen auf dem höchsten Stand seit zwölf Jahren. Der Dow Jones hat seit der Wahl Trumps zum Präsidenten um rund 17 Prozent zugelegt.

Trump befindet sich auch in der Wählergunst im Aufschwung. Gemäss Erhebungen von Rasmussen Reports sind 42 Prozent der Amerikaner der Ansicht, das Land bewege sich in die «richtige Richtung», das sind 15 Prozent mehr als vor einem Jahr. Gallup kommt zum Schluss, dass 54 Prozent der Amerikaner der Auffassung

sind, dass Trump «gute Arbeit» machen und Amerikas Wirtschaft «florieren» wird. Im Gegensatz dazu fanden lediglich 45 Prozent, dass Präsident Obama in seinen letzten Amtsjahren Amerika «florieren» liess.

**4 — Absetzung:** Justizminister Jeff Sessions hat letzte Woche 46 Bundesstaatsanwälte zum Rücktritt aufgefordert. Die Auswechs-



«Gute Arbeit»: Trump.

lung von politisch ernannten Amtsträgern (*political appointees*) entspricht dem üblichen Ritual bei einem Präsidentenwechsel. Der Bundesstaatsanwalt Preet Bharara, der sich zuerst geweigert hatte zu demissionieren, forderte seine Mitarbeiter auf, seine Arbeit fortzusetzen. Er verlasse das «beste Büro eines Staatsanwalts», das man je gesehen habe, sagt er vor der Presse.

**5 — Abschreckung I:** Das neue Einreisemoratorium für Bürger aus sechs «besorgniserregenden Staaten» tritt diesen Donnerstag in Kraft. Der Bundesstaat Hawaii hat gegen das Moratorium vor dem Bundesgericht in Honolulu Klage eingereicht. Hawaii macht geltend, vom Fremdenverkehr zu profitieren. Das Moratorium habe eine «abschreckende» Wirkung auf den Tourismus. Mehrere US-Staaten un-

terstützen das rechtliche Vorgehen Hawaiis, das Einreisemoratorium vorläufig zu stoppen. Ebenso die Online-Riesen Amazon und Expedia. Sie kritisieren, die Einreisepause würde es ihnen erschweren, neue Arbeitskräfte anzustellen.

**6 — Abschreckung II:** Der harte Ton Präsident Trumps im Umgang mit illegaler Immigration zeigt erste Resultate. 23 589 Personen wurden im Februar festgesetzt, als sie versuchten, die Grenze illegal zu überschreiten. Das sind fast 20 000 weniger als im Januar, was die tiefste Zahl seit 2012 bedeutet. Die Anzahl unbegleiteter Minderjähriger, die an der Grenze aufgegriffen wurden, sank von 9300 im Januar auf weniger als 2000 im letzten Monat.

Die Preise für Menschenschmuggel auf gewissen Routen dagegen schossen in die Höhe, von 3500 Dollar auf 8000 Dollar. Der Heimatschutzminister John F. Kelly, sagte: «Die frühen Resultate zeigen, dass Vollzug und Abschreckung wichtig sind.»

Der prominente Trump-Kritiker, Moderator Jorge Ramos des spanischsprachigen TV-Senders Univision, sagte gegenüber CNN: «Furcht ist stärker als jede Mauer. Was wir jetzt beobachten ist der «Trump-Effekt» [...] Diese Leute rufen ihre Verwandten und Freunde an und sagen: «Kommt nicht hierher, es ist nicht der richtige Moment.»»

**7 — Aufschub:** Die Trump-Regierung hat einen Aufschub beantragt, um Belege dafür abzuliefern, dass der ehemalige Präsident Obama den Trump Tower in New York während der Wahlkampagne «abgehört» habe, wie ihm Präsident Trump in einem Tweet vorwarf. Der Geheimdienstausschuss des Repräsentantenhauses hatte bis letzten Montag eine Frist gesetzt, ihm sachdienliche Hinweise und Beweise zu übergeben.

**8 — Wahlversprechen:** Donald Trump will sein Wahlversprechen einlösen und auf sein gesamtes Präsidentengehalt verzichten. Trump werde sein Salär in der Höhe von rund 400 000 Dollar an eine wohltätige Organisation spenden, sagte sein Sprecher Sean Spicer vor der Presse. Er forderte die Medien auf, den Präsidenten bei der Suche nach einem Empfänger zu unterstützen. So könne «eine minutiöse Untersuchung» der Spendentransaktion vermieden werden. ○

# «Le Pen ist gefährlich»

Pascal Bruckner hat viele Tabus gebrochen. Der antitotalitären Aufklärung und der laizistischen Republik bleibt der einflussreiche französische Denker indessen verpflichtet. Den Antirassisten wirft er «Kollaboration» mit dem Islamismus vor. *Von Jürg Altwegg*

Er ist ständig unterwegs, die Wahlkampagne, der er wie einer TV-Serie fasziniert und angewidert folgt, beängstigt ihn. Der 1948 geborene Pascal Bruckner hat die politische Entwicklung in Frankreich stets nicht nur kommentiert, sondern entscheidend geprägt. Er gehörte zu den antitotalitären «Neuen Philosophen», die sich vom Marxismus abwandten. Er unterstützte den Krieg im Irak, kritisierte aber später die Amerikaner. 2007 sprach er sich für Sarkozy aus: «eine Enttäuschung». Bruckner hat an amerikanischen Universitäten und an der Pariser Hochschule Sciences Po als Professor gewirkt. Auch als Schriftsteller ist er erfolgreich, er bekam renommierte Literaturpreise, «Bitter Moon» wurde von Roman Polanski verfilmt. Soeben erschien «Un racisme imaginaire».

**Herr Bruckner, Sie hatten sich anlässlich der Vorwahl der Republikaner für François Fillon ausgesprochen.**

Ja, und bei den Sozialisten für Manuel Valls. Beide entsprechen am besten der Haltung, mit der man dem radikalen Islam begegnen muss.

**Ist dies der entscheidende Punkt bei der Präsidentschaftswahl?**

Nein. Bei Fillon überzeugt mich auch das wirtschaftliche Programm. Er schien mir eine gute Mischung aus Wirtschaftsliberalismus und Laizismus zu verkörpern – und den Respekt für die Republik zu garantieren.

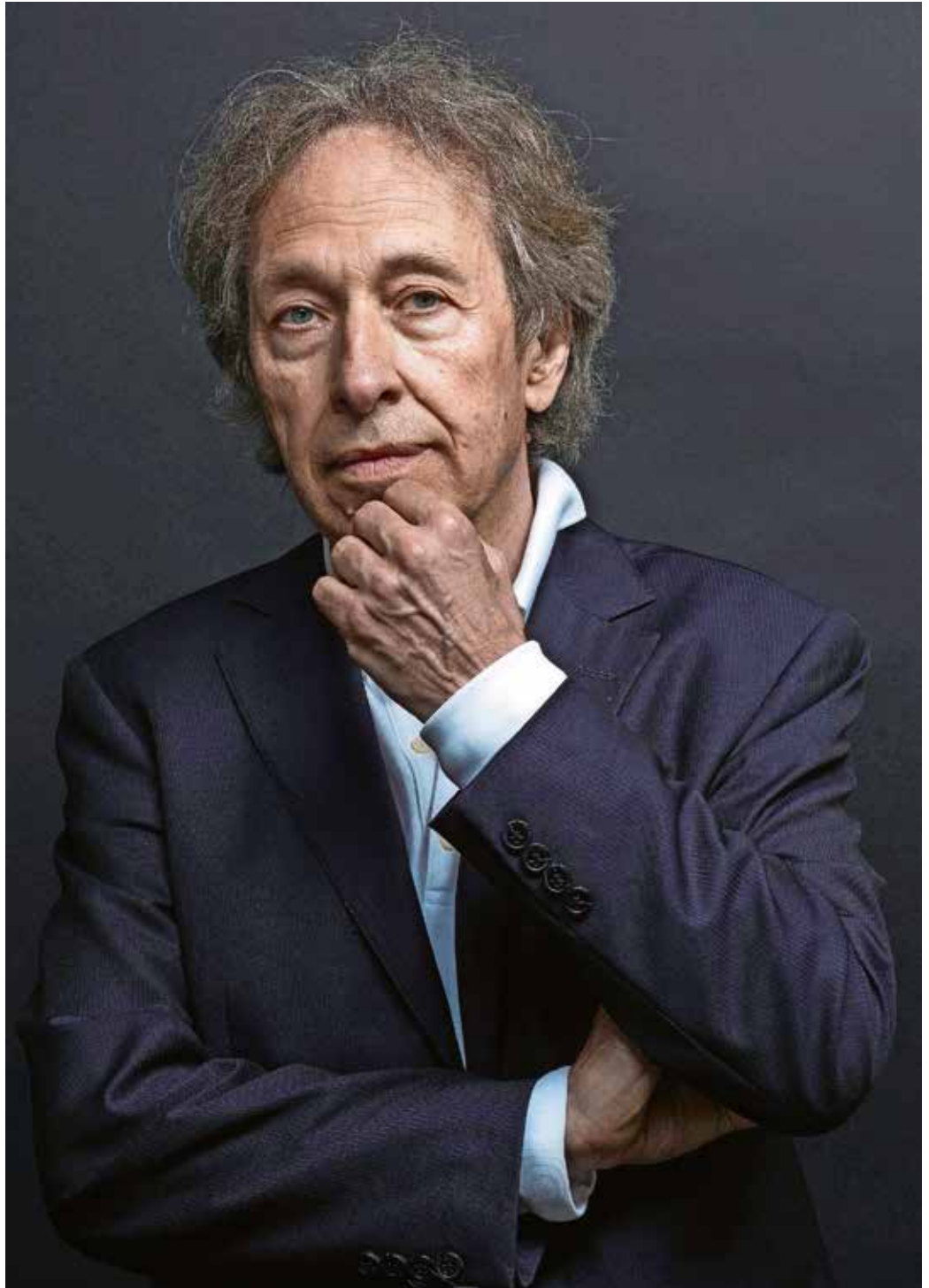
**Er hat sich auch zu deren angeschlagenem Selbstverständnis wegen der Kritik an der Vergangenheit, an Vichy und am Kolonialismus geäußert. Und ein Ende der Selbstbezeichnung, des Büssens gefordert. Dem schlechten Gewissen des Westens und der Dritte-Welt-Ideologie war schon Ihr Buch «Das Schluchzen des weissen Mannes» gewidmet.**

Als Intellektueller ist man immer erfreut, wenn man auf einen Politiker Einfluss nehmen kann. Erst recht, wenn es sich um einen potenziellen Präsidenten handelt.

**Sie erkennen sich in seinem Programm?**

Nicht in allem. Mit seiner Sympathie für Putin habe ich enorme Schwierigkeiten. Aber es gibt ja nie den idealen Kandidaten an sich.

**Der ist er jetzt eh nicht mehr. Bleibt er wählbar, ist er schuldig?**



«Der Dschihad ist ein theologisches Problem. Nicht ein soziales»: Schriftsteller Bruckner.

Es ist schon sehr peinlich, wenn man sich als integre Person präsentiert, moralische Lektionen erteilt und in die Fänge der Justiz gerät. [Ein Richter will ihn wegen Scheinbeschäftigung seiner Frau und zweier Kinder, die er als «parlamentarische Mitarbeiter» aus der Staatskasse bezahlen liess, anklagen., d. Red.]

In moralischer Hinsicht ist er schuldig, aber was er tat, ist in Frankreich kein Delikt. Sondern sehr verbreitet. Es geht auch um das absolut verklemmte Verhältnis der Franzosen zum Geld, das von vornherein als schmutzig und suspekt eingestuft wird. Es existiert ein ganzes System von



schwarzen Kassen – Frankreich im Jahre 2017 funktioniert und fühlt noch immer wie zu den Zeiten von Balzac. Am Sonntag wurde bekannt, dass ein Freund Fillon Massanzüge im Wert von 50 000 Euro schenkte, die zum Teil bar bezahlt wurden.

**Fillon hat schlecht reagiert. Er hat die Geschichte selber zum hysterischen Psychodrama hochgespielt.**

Er hat sich ungeschickt verhalten. Millionen von Franzosen haben Tag für Tag zusehen müssen, wie er leidet. Er wurde Gegenstand der öffentlichen Kreuzigung, der beizuwohnen wirklich sehr unangenehm war. Er hat ein Gewissen, und er wirkt gequält, während Marine Le Pen sich über die Polizei und die Richter lustig macht. Von irgendeiner Moral ist bei ihr nichts auszumachen. In politischer Hinsicht ist der Schaden enorm. Über die innere Sicherheit, die Einwanderung, die Arbeitslosigkeit, die Aussenpolitik und andere wichtige Themen wird seit Wochen nicht mehr debattiert. Seine Anschuldigungen gegen die Justiz und die Medien schwächen diese wichtigen Institutionen der Republik. Es ist nicht gut, wenn man sich obsessiv auf das «Volk» bezieht, das ja sehr gespalten und nur beschränkt eine Einheit ist. Es handelt sich vielmehr um einen fiktiven Begriff mit ständig wechselnder Bedeutung. Wer die Instanzen, die das Volk repräsentieren, ständig angreift, schadet der Demokratie, auf die er sich angeblich bezieht. Und das wiederum stärkt den Ekel der Bürger vor der Politik.

**«Das Schluchzen des weisen Mannes» liefert auch den Schlüssel zum Sieg von Trump.**

Der «weisse Mann» wurde zur letzten Minderheit, zum «Opfer», für das sich keiner interessiert. Er hat Trump gewählt und wird der grosse Geprellte dieser Wahl sein. Das Programm für die Superreichen geht auf Kosten der Armen. Es handelt sich um die Wahl eines Oligarchen durch das Volk – eine Täuschung sondergleichen.

**Seine französische Entscheidung wäre?**

Ganz klar: Marine Le Pen. Nur ist sie weniger komisch. Und sie gibt sich sehr gemässigt. Aber immer wieder kommt der alte Faschismus in ihr zum Durchbruch.



*François Fillon.*

**«Mit seiner Sympathie für Putin habe ich enorm Mühe.»**

**Ist sie eine Faschistin?**  
Ihrer Herkunft und Tradition nach: ohne jeden Zweifel. Ihr Vater ist ein Faschist im klassischen Sinne des Begriffs. Ihr Programm indes ist nicht faschistisch, sie bekennt sich zum Laizismus der Republik. Doch hinter ihr stecken die rechtsextremen Identitären, die im Falle ihres Sieges für Unruhen sorgen könnten.

**Übertreiben Sie da nicht ein wenig?**

Nein. Ein Sieg von Marine Le Pen wäre der Beginn eines Bürgerkriegs. Da bin ich mir ganz sicher.

Die extreme Linke würde umgehend auf die Strasse gehen und alles zusammenschlagen. Und die Identitären genauso. Die Gewaltbereitschaft besteht auf beiden Seiten. Für die Extremisten gäbe es nach ihrem Sieg kein Halten mehr. Die faschistischen Stosstruppen sind nicht sehr zahlreich, aber bestens organisiert und fähig, ein Chaos anzurichten. Man hat bei den Attentaten gesehen, wie verletzlich Frankreich ist. Auch in den Banlieues könnten die Unruhen leicht wieder losgehen.

**Sie haben die extreme Linke der «Kollaboration» mit dem Islamismus bezichtigt und wurden deswegen mit einer Klage eingedeckt.**

Diese Kollaboration mache ich bei vielen radikalen Intellektuellen aus: beim Philosophen Jean-Luc Nancy, einem Neo-Heideggerianer, beim Marxisten Alain Badiou, auch bei Michel Onfray, den ich sonst sehr schätze. Er deutet die Attentate als Antwort auf die französische Islamophobie und die militärischen Angriffe auf die arabischen Länder. Bei anderen geht es um den Hass auf unsere Gesellschaft: Ihre Feinde sind unsere Freunde. Selbst wenn es sich dabei um

Barbaren handelt, will man sie unterstützen, denn das einzige Übel in der Welt ist der Westen. Es gibt französische Feministinnen, die nach den Attacken in der Silvesternacht in Köln nicht die Opfer, sondern die Täter verteidigten. Wir haben Maoisten und Trotzisten, die den Schleier als Ausdruck der Freiheit der Frauen akzeptieren.

**In Ihrem neuen Buch über den «imaginären Rassismus» befassen Sie sich mit der «Islamophobie». Woher kommt der Begriff?**

Er entstand im 19. Jahrhundert, in den französischen Kolonien. Die Muslime galten als die verlässlichsten Alliierten Frankreichs, und man wollte sie unterstützen. Die Doktrin war damals: «Nur ja nicht die Afrikaner christianisieren, der Islam ist das Beste, was ihnen passieren kann.» Der Begriff wurde während achtzig Jahren nicht mehr verwendet und tauchte Ende der achtziger Jahre in Grossbritannien auf, im Moment der Fatwa gegen Salman Rushdie. Er hat zwei Stossrichtungen: Er muss jede Kritik an der Religion durch Nichtgläubige verbieten. Und die Reform des Dogmas durch die gemässigten Muslimen verhindern. Für seine Fundamentalisten ist der Islam ein erratic Block.

**In der «Konkurrenz der Opfer», die in Frankreich von den Minderheiten betrieben wird, wird die Islamophobie gegen den Antisemitismus ausgespielt.**

Es geht darum, den Antisemitismus als spezifische Form des Rassismus zu eliminieren: «Die neuen Juden sind wir», Vorbehalte gegen den Schleier oder die Halal-Mahlzeiten in den Kantinen werden als erste Etappe eines Genozids gedeutet. Die «Islamophobie» soll aus dem Islam eine Religion machen, die allen anderen überlegen ist. Und unantastbar bleibt.

**Auch den Begriff des «imaginären Rassismus» leiten Sie aus der Geschichte her?**

Als «imaginäres Verbrechen» wurde die Blasphemie von der Französischen Revolution abgeschafft: Davor wurde, wer Priester oder Bischöfe beschimpft hatte, gefoltert oder auch gehängt. Es ist

ein Verbrechen, Gläubige zu verfolgen. Aber es ist ein Recht, den Glauben zu hinterfragen, zu kritisieren – mit dem Begriff der «Islamophobie» will man diesen Unterschied verwischen. Wer über eine allfällige Mitverantwortung beim Terrorismus diskutiert, wird zum Rassisten gemacht.

**Wie «imaginär» ist die Vorstellung einer Invasion des Westens durch den Islam?**

Es handelt sich keinesfalls um eine Wahnvorstellung, sie wurde von Yusuf al-Qaradawi formuliert. Auch vom Genfer Intellektuellen Tariq Ramadan. Sie ist das Ziel der Salafisten und der Muslimbrüder. Der Dschihadismus ist gescheitert, der Westen wird nie unter der Fuchtel des Islamischen Staats oder al-Qaidas leben. Etwas anders verhält es sich mit der Eroberung durch die Prediger, auch dieses Konzept hat al-Qaradawi thematisiert. Das Risiko besteht darin, dass sich die muslimischen Gemeinschaften immer mehr vom Rest der Gesellschaft abtrennen. Das ist in Britannien und in Frank-



*Marine Le Pen.*

**«Von irgendeiner Moral ist bei ihr nichts auszumachen.»**



*Emmanuel Macron.*

**«Er ist ein Liberaler, der alles auf die Ökonomie zurückführt.»**

reich mit seinen fünf Millionen Muslimen der Fall.

Ich glaube nicht an eine Islamisierung Europas. Und es gibt arabische Politiker, die eingesehen haben, dass dieses Unterfangen eine Illusion ist. Ich zitiere eine Rede des ägyptischen Staatschefs as-Sisi, in der er erklärt, eineinhalb Milliarden Muslime könnten unmöglich sechs Milliarden Menschen umbringen. Deshalb sei es wohl besser, das Dogma anzupassen, um nicht die ganze Welt gegen den Islam aufzubringen. Intellektuelle wie der syrische Poet Adonis oder auch Kamel Daoud vertreten die Ansicht, dass der Islam zur Gefahr für die arabische Welt geworden ist und sie in den Selbstmord zu führen droht.

### Vertrauen Sie Emmanuel Macron bezüglich seiner Haltung gegenüber dem Islam?

Nein, ganz und gar nicht. Er ist ein Liberaler, der alles auf die Ökonomie zurückführt. Er glaubt, dass es genüge, den jungen Menschen Arbeit zu geben und ein geordnetes Familienleben, um sie auf den rechten Weg zu bringen. Man weiss

### «Je höher ihr Bildungsniveau, umso grösser ist ihre Sehnsucht nach dem Suizid.»

indes, dass die Dschihadisten in Frankreich, im Irak und in Syrien meist aus begüterten Familien stammen. Je höher ihr Bildungsniveau, umso grösser ist ihre Sehnsucht nach dem Suizid. Arbeitslosigkeit, Integration, soziale Gerechtigkeit sind wichtig. Aber der Dschihad ist in erster Linie ein theologisches Problem. Nicht ein soziales. In dieser Hinsicht ist der Westen mit gefährlicher Blindheit geschlagen.

### Wenn Sie heute wählen müssten?

Ich müsste mich zwischen Macron und Fillon entscheiden. Der Sozialist Benoît Hamon kommt nicht in Frage. Jean-Luc Mélenchon erst recht nicht; er ist ein talentierter, kultivierter, rhetorisch begabter Neototalitärer. Fillons Affäre hinterlässt einen üblen Nachgeschmack. Immerhin hat er seinen Flirt mit dem Populismus gestoppt. Er stand eine Zeitlang unter dem Einfluss der reaktionären katholischen Bewegung Sens commun, die ihn mit ihrer Demonstration in Paris gerettet hat. Diese Leute sind nicht meine Freunde. Wenn Fillon gewinnen will, muss er sich wieder vermehrt an die gemässigte Rechte und die Mitte wenden. In jedem Fall werde ich für den Kandidaten stimmen, der Marine Le Pen verhindert. Sie ist gefährlich, ihr Programm debil. ○

# Es wurde Licht

## Demokratie, Menschenrechte, Feminismus: Die islamische Welt öffnete die Pforten zur Moderne. Dann brach der Erste Weltkrieg aus. Auf den Spuren der muslimischen Aufklärung. Von Christopher de Bellaigue

Alle Auslandskorrespondenten stellen Vergleiche an, ob sie wollen oder nicht, ganz besonders westliche Korrespondenten in der islamischen Welt. Wie steht die Türkei, verglichen mit Norwegen, in Sachen Menschenrechte und Armutsbekämpfung da? Kann man die Muslimbrüder mit den deutschen Christdemokraten vergleichen, ist Teheran schmutziger als Bern, und was sagt uns die spanische Inquisition über die Verfolgung der Schiiten durch den Islamischen Staat? Ich selbst habe als Nahostkorrespondent in den 1990er und 2000er Jahren oft solche Vergleiche gezogen, und die westlichen Fachleute, die ich konsultierte (Akademiker, Diplomaten, Experten der Weltbank), schlossen ihre Analyse meist mit der Frage: «Warum hat es Ihrer Ansicht nach nie eine Aufklärung im Islam gegeben?»

Kaum jemand würde behaupten, dass Newton, Descartes oder die Französische Revolution viel mit dem Islam zu tun hätten, nicht zu reden von «Clarissa» oder der «Zauberflöte». Es ist aber ein grosser Unterschied zwischen dem Eingeständnis, dass die islamische Welt eine unklare Haltung zur Moderne hat, und der Behauptung, die Muslime hätten sich von vornherein dem Fortschritt verweigert. Letzterer erklären jedenfalls die neuen Populisten in Europa und Amerika. Geert Wilders, Frauke Petry, Stephen Bannon und andere Wortführer einer neuen Fremdenfeindlichkeit tun gerade so, als wären Muslime per se vehemente Modernisierungsgegner.

Dumm nur, wenn diese Populisten erkennen müssten, dass – ganz im Gegenteil – die einflussreichsten Länder des Islam sich mit Begeisterung der Moderne zugewandt hatten und einer islamistischen Gegenbewegung erst anheimfielen, als sie nach dem Ersten Weltkrieg unter das Diktat der Siegermächte gerieten. Genau das passierte nämlich in der Türkei, in Ägypten und dem Iran im «langen» 19. Jahrhundert bis 1914.

### Frauen, die Briefe schrieben

Dass heutzutage kaum jemand von dieser bemerkenswerten «islamischen» Aufklärung weiss, hat auch damit zu tun, dass weder die Dschihadisten noch die westlichen Populisten ein Interesse daran haben, diese Geschichte anzuerkennen. Alles begann mit einer neuer-

lichen Hinwendung des Westens zum Orient, eingeleitet durch Napoleons Besetzung Ägyptens 1798 und verstärkt durch einen Zustrom europäischer Kapitalisten, Diplomaten, Missionare und Militärberater im 19. Jahrhundert. Der Transformationsprozess in der Türkei, im Iran und in Ägypten (im Falle Ägyptens nur bis zur Besetzung durch Grossbritannien 1882) war weitgehend das Ergebnis eigener Initiative. Muslimische Gesellschaften veränderten sich aus eigenem Antrieb und aus eigener Kraft.

Die ersten Schritte wurden in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts von Autokraten wie dem ägyptischen Herrscher Muhammad Ali Pascha und dem türkischen Sultan Mahmud II. unter-

nommen. Die von ihnen angestossenen Militärreformen, der Ausbau des Bildungswesens und des Buchdrucks wurden von einer Elite fortschrittlicher Offiziere, Politiker und Angehöriger der neuen Mittelschicht unterstützt, während die islamische Geistlichkeit ihre Vormachtstellung im Bildungswesen und in der Rechtsprechung einbüsste.

Sozialreformer wie der türkische Dramatiker Namik Kemal waren überzeugt, dass die Werte der Aufklärung – Wissenschaft und Debatte – die Muslime voranbringen würden. Für ihn war es kein Wi-

derspruch, den Koran ins Türkische zu übersetzen, Alkohol zu trinken (als politischer Gefangener auf Zypern ertränkte er so seinen Kummer) und an der ersten türkischen Verfassung von 1876 mitzuarbeiten. Sein ägyptischer Zeitgenosse Rifaa at-Tahtawi (1801–1873) verdankte seine Weltoffenheit einem Studienaufenthalt in Paris, und nach seiner Heimkehr wurde er ein führendes Mitglied der neuen säkularen Bürokratie. Gestützt auf den modernen Buchdruck (vier Jahrhunderte hatte es gedauert, bis Gutenbergs Erfindung das Misstrauen der Geistlichkeit überwinden konnte), wurde durch Tahtawi der Ausbau des säkularen Bildungswesens und die Übersetzung der wichtigsten Schriften der Aufklärung gefördert. Er selbst übertrug Jean-Jacques Burlamaquis «Prinzipien des Naturrechts» (1747) ins Arabische.

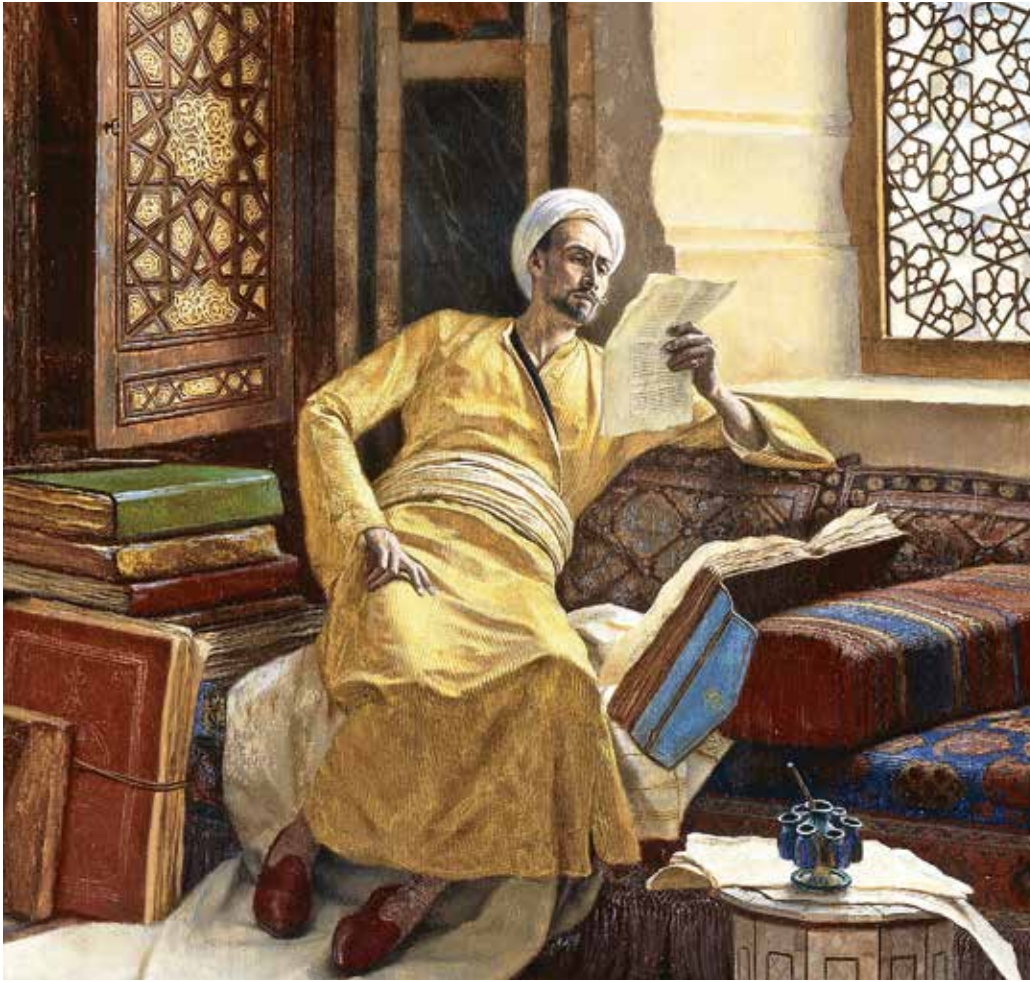
Und die Frauenrechte, ohne die es keine vernünftige Modernisierung geben kann? Die Vorstellung, dass Frauen gleichberechtigt seien, galt in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts in



Autorin Fatma Aliye.

### Sie gab nicht nach und wurde eine angesehene Autorin.





Wissenschaft und Debatte: «Der Gelehrte» von Ludwig Deutsch, 1895.

der islamischen Welt als lachhaft – Charlotte Brontës Jane Eyre, gebildet, mobil und unabhängig, wäre (von den wenigen Lesekundigen) als Geschöpf eines kranken Geistes empfunden worden. Aber im ausgehenden 19. Jahrhundert gab es tatsächlich gebildete muslimische Jane Eyres, die Briefe schrieben, mit dem Schiff fuhrten und dank der Presse, einem immer wichtigeren Medium, in Kontakt mit den Debatten ihrer Zeit standen.

### Bedrohung des Kolonialismus

So zwingend war die Logik der Frauenemanzipation, dass es um die Jahrhundertwende in der Kairoer Mittelschicht als inakzeptabel galt, die eigenen Töchter nicht auf eine Schule zu schicken – die Zahl der Schülerinnen in den sogenannten Kuttabs, in denen religiöse und weltliche Fächer unterrichtet wurden, stieg zwischen 1900 und 1908 von 1600 auf 17000. Auch die Sklaverei war eine islamische Institution, die rasch ausser Gebrauch kam, nicht nur auf britischen Druck, sondern auch wegen des Niedergangs des Harems. Und dank Quarantäne und Hygiene konnte die Pest ausgerottet werden, wie in Europa zwei Jahrhunderte zuvor.

Das Leben der türkischen Schriftstellerin Fatma Aliye macht deutlich, wie rasch der gesellschaftliche Wandel voranschritt. 1862 geboren, wurde sie als Siebzehnjährige mit einem Mann verheiratet, der ihre schriftstellerischen Nei-

gungen missbilligte. Sie liess sich aber nicht unterkriegen, und in mittleren Jahren war sie eine angesehene Autorin, Zeitungskolumnistin und Wohltäterin, die sich für die Ausbildung von Mädchen engagierte und für die Gleichberechtigung der Geschlechter kämpfte. In ihrer Jugend hatte sich diese Frage überhaupt nicht gestellt.

Aktiengesellschaften, Porträtfotografie, Anatomiesäle und gewählte Parlamente – das waren nur einige Ergebnisse des Reformjahrhunderts im Nahen Osten. Doch die Liberalisierung des Islam wurde durch den Ersten Weltkrieg urplötzlich ausgebremst.

Der Krieg war verheerend für die gesamte Region. Briten und Franzosen rissen sich den grössten Teil des besiegten Osmanischen Reichs unter den Nagel. Ägypten blieb unter britischer Verwaltung, während im Iran und im anatolischen Kernland starke Männer sich den Grossmächten entgegenstellten – Mustafa Kemal Atatürk und Schah Reza Pahlavi, zwei ehemalige Offiziere. Sie reagierten defensiv auf die Bedrohung des Kolonialismus, indem sie den Westen in besonders autoritärer und nationalistischer Form kopierten.

Diese Zwischenkriegsjahre, charakterisiert durch Imperialismus und autoritäre Modernisierung, sind wesentlich für die Frage, warum der islamische Liberalismus nicht wiederbelebt werden konnte. Ihm schadete seine Ver-

bindung mit einem erklärtermassen liberalen Westen, der alles andere als liberal agierte. Dieser Widerspruch zwischen Theorie und Praxis führte zum Aufstieg der Muslimbruderschaft, die viele spätere und auch radikalere Strömungen inspirierte. Die Reaktionen auf die Modernisierungsprogramme von Atatürk und Reza Pahlavi hatten einen ähnlichen Hintergrund. Die Botschaft einer wiedererwachenden islamischen Identität war für viele attraktiv, die in einer repressiven und gottlosen Moderne eine Kapitulation vor den westlichen Übeln sahen.

Selbst Befürworter einer moderaten Modernisierung, wie etwa der säkular gesinnte iranische Premier Mohammad Mossadegh, mussten ihre eigenständige Politik mit westlicher Feindseligkeit bezahlen. Nachdem Mossadegh 1951 die unter britischer Kontrolle stehende iranische Erdölindustrie verstaatlicht hatte, wurde er zwei Jahre später von den Amerikanern und Briten gestürzt.

### Enklaven des fortschrittlichen Denkens

So wie der Islamismus anfänglich das Resultat westlicher Intervention war und von säkularen Autokraten von Atatürk bis Nasser ungewollt gestärkt wurde, so ist seine Verwandlung in den bestialischen Dschihadismus des Islamischen Staats ohne den Irakkrieg im Grunde nicht denkbar. Die Geschichte des Islamismus ist auch die Geschichte eines übergriffigen Westens, der sich im Nahen Osten (und in Afghanistan) nicht nur einmal, sondern wiederholt verhängnisvolle Schnitzer geleistet hat.

Hoffnungsvolle Aufbruchsmomente – der Arabische Frühling, die Grüne Bewegung im Iran 2009, die Demonstrationen in der Türkei 2013 – versprachen zunächst eine Rückbesinnung auf jenen liberalen Fortschritt, der 1914 unterbrochen worden war, aber all diese Bestrebungen wurden unterdrückt. Die islamische Aufklärung lebt heute in verstreuten Enklaven fortschrittlichen Denkens in der muslimischen Welt (Teheran nehmen viele Besucher als liberale Stadt wahr) und in den muslimischen *communities* im Westen fort. Sie ist jedoch eine geschwächte Kraft, bedroht vom Islamismus und dem westlichen Populismus, die ein Zivilisationskonflikt eint – ein Gesellschaftsbegriff, der zutiefst inhuman ist und auf einem historischen Irrtum gründet.



Im vorliegenden Essay hat Christopher de Bellaigue sein neuestes Buch, «The Islamic Enlightenment», das diese Tage erschienen ist und von der Kritik hohen Zuspruch erhielt, exklusiv für die *Weltwoche* zusammengefasst.

Christopher de Bellaigue, 46, ist britischer Islamwissenschaftler und Journalist. Seit 1994 berichtete er für den *Economist* und den *New Yorker* aus der islamischen Welt sowie aus Asien. Sieben Jahre verbrachte er im Iran, wo er das Standardwerk «Im Rosengarten der Märtyrer» verfasste.

Der mehrfache Preisträger lebt in London.





*Kraft und Tiefenwirkung:* Franz Gertschs «Luciano II» bei Sotheby's, London.





## Rausch der Grösse

Von Rico Bandle

Es war ein Hauch von New York, den der junge Luciano Castelli versprühte. Der androgyne Selbstdarsteller war in den 1970er Jahren die auffälligste Figur in der Luzerner Künstlerszene und mit seiner exzentrischen Art so etwas wie die Vorwegnahme des Instagram-Zeitalters. Ein Mann war besonders von dem Jüngling fasziniert: der damals noch kaum bekannte Berner Maler Franz Gertsch, der vom Alter her sein Vater hätte sein können.

Über Jahre hinweg besuchte Gertsch den schrillen Künstler und fotografierte ihn in dessen buntem Hippie-Universum. Einige der Schnappschüsse übertrug er dann auf riesige Leinwände.

Gertsch ist mittlerweile ein Weltkünstler, seine Bilder werden in den wichtigsten internationalen Museen ausgestellt. Castelli hingegen, auch er ein Maler, ist ein Geheimtipp geblieben. Dennoch hat er es zu Berühmtheit gebracht: auf den Gemälden Gertschs.

Als 2011 das Auktionshaus Sotheby's «Luciano I» für 2,3 Millionen Franken versteigerte, galt das als Sensation. Letzte Woche – am 87. Geburtstag Gertschs – kam in London «Luciano II» unter den Hammer, gemeinsam mit Werken von Topstars der zeitgenössischen Kunst wie Gerhard Richter, Georg Baselitz oder Martin Kippenberger. Für 3,4 Millionen Franken erhielt ein norwegischer Kunsthändler den Zuschlag – noch nie war für einen Gertsch so viel bezahlt worden.

### Das Sujet verschwimmt

Während die Preise auf dem überhitzten Kunstmarkt oft Stirnrünzeln auslösen, erscheint der Betrag bei Gertsch keineswegs überhöht. Bis zu ein Jahr lang arbeitet der Künstler an einem einzigen Gemälde. Im abgedunkelten Atelier in Rüschegg BE projiziert er ein Foto auf eine nicht grundierte Leinwand. Diese saugt die Farbe auf, die der Maler mit feinen Pinselstrichen über Monate hinweg Schicht für Schicht aufträgt. Es handelt sich um ein hochpräzises Handwerk, ausgeführt mit der Akribie und Geduld eines Uhrmachers.

Wer schon einmal vor einem Gertsch-Gemälde gestanden ist, weiss von der Kraft und Tiefenwirkung dieser gewaltigen Bilder. Mit den frühen, poppigen Motiven hielt der Künstler in den 1970er Jahren noch ein Zeitgefühl fest. Später, in seinen gut ausgeleuchteten Porträts und vor allem den Naturbildern, löste er sich von jeglicher Zeitrechnung. Immer gilt jedoch: Je näher man sich zur Leinwand begeben, desto mehr verschwimmt das Sujet. Und es entsteht jenes rauschartige Gefühl, das jeden Gertsch zum Abenteuer macht.



## Die Bibel

# Leiden vermeiden

Von Peter Ruch

Es ist schlimm genug, wenn Menschen unter Naturkatastrophen und Krankheiten leiden. Und doch ist das Leiden unter Unterdrückung, Misshandlungen und Ausrottungsplänen vermutlich schlimmer. Schon rein quantitativ. Das Erdbeben in Lissabon forderte zwischen dreissig- und hunderttausend Menschenleben und hinterliess bei vielen Denkern der Aufklärung einen tiefen Eindruck. Verglichen mit dem, was Menschen unter Menschen erlitten haben und erleiden, war es eine Bagatelle. Zum Codewort für die menschliche Brutalität ist Auschwitz geworden. Denkt man über die Tragweite des Holocaust nach, beginnt man den Satz aus der Bibel zu verstehen: *Das Trachten des Menschenherzens ist böse von Jugend an* (Genesis 8, 21). Das Gegenteil ist gewiss auch wahr: Menschen können in der Nächstenliebe und in der Kultur Bewundernswertes und Unvergessliches hervorbringen. Wer das menschliche Wesen verstehen will, muss den Widerspruch zunächst einmal aushalten.

Ich erinnere mich, dass im Geschichtsunterricht der Nationalsozialismus als eine Art Meteoriteneinschlag behandelt wurde. Hitler als GAU, durch unglückliche Umstände möglich geworden. Solche Umstände, so schien es, können fast nicht mehr zusammentreffen. Auch die Frage, weshalb Gott Auschwitz zulies – vorzugsweise von Deutschen gestellt –, ist ein Versuch, die Schuld abzuschieben und Korrekturen am positiven Menschenbild zu vermeiden. Der Gedanke, Auschwitz könnte in der menschlichen Natur und in den modernen Gesellschaftssystemen angelegt sein, ist beunruhigend. Und doch ist es allein dieser Gedanke, der am ehesten verhindern kann, dass Genozid – nach Armenien, dem Holocaust, Kambodscha, Ruanda, dem Balkan – sich einmal mehr wiederholt.

Ist Trump tatsächlich so böse, wie oft dargestellt, so bleibt der Wahltermin im November 2020 dennoch unverrückbar. Fehlbesetzungen lassen sich korrigieren, wenn man – gut alttestamentlich – die Menschen grundsätzlich mit einer gesunden Portion Skepsis betrachtet. Und wenn das Recht über der Macht steht.

Peter Ruch war 35 Jahre lang reformierter Pfarrer in Pfyn, Schwerzenbach und Küssnacht am Rigi. Hier schreibt er wöchentlich über Bibelworte.

## Kontroversen

# Fast träumerisch-direkt

Marc Jongen setzt sich als AfD-Mitglied für die Verschweigerung Deutschlands ein. Ausgerechnet in Zürich erhielt er für ein entsprechendes Plädoyer keine Gelegenheit. Befürchtet die Kulturlinke, die Hoheit über ihre Begriffe zu verlieren? Von Maurus Federspiel

In der Zweitbedeutung ist der deutsche Idealismus oft auch ein deutscher Ideologismus: Man bindet sich gern mit bedingungslosem Eifer an erhabene Leitbilder. Die historischen Beispiele sind wohlbekannt; derzeit wollen die Deutschen keine Grenzen mehr haben – keine Obergrenze der Asylsuchenden, keine Landesgrenzen, keine Grenze der finanziellen Umverteilung von Nord nach Süd innerhalb der EU-Staaten. Keine Grenzen mehr haben: Das klingt, so ausgesprochen, superlativisch, selbstübersteigert, grössenwahnsinnig. Aber es gilt die staatlich verordnete Losung «Wir schaffen das» – wobei sich unter diesem umfassenden «wir» die Volksgemeinschaft der Rechtschaffenen versammelt: Das Leitbild braucht seinen Träger. Und wie bei jedem ideologisch modellierten Kollektiv gibt es nur zwei mögliche Positionen: drinnen oder draussen. Was draussen bedeutet, veranschaulicht exemplarisch ein dumpfes Wahlplakat der Partei der Linken: «Flüchtlinge willkommen! Nazis raus!» Entweder-oder, so will es der Ideologismus, Zwischenpositionen sind nicht vorgesehen.

In diesem Sinne zählt auch die staatsdoktrinkritische Alternative für Deutschland (AfD) zu den Ausgeschlossenen, die der Bannstrahl trifft: Die Autos ihrer politischen Exponenten werden abgefackelt, Tagungshotels sehen sich Bombendrohungen ausgesetzt, Wahlkämpfer werden angespuckt, Versammlungsteilnehmer laufen Spiessruten durch aufgeheizte Demonstrantenhorden.

Letzte Woche machte sich die Heftigkeit der Auseinandersetzung auch in der Schweiz bemerkbar. Das Theaterhaus Gessnerallee hatte Marc Jongen, den «Parteiphilosophen» der AfD und Mitverantwortlichen für das Parteiprogramm, zu einem Podium nach Zürich eingeladen, Titel: «Die neue Avantgarde». Eine offene Debatte über politische Kategorien sollte stattfinden – aber sogleich kam es zu einem empörten Aufschrei: Hunderte Kulturbetriebsangehörige (notabene grösstenteils aus Deutschland) unterschrieben eine Protestnote im Internet mit der Aufforderung, «der AfD keine Bühne zu bieten». Die *WoZ* zitierte erschreckte «RegisseurInnen», die vor «antidemokratischen Positionen» und «scheinvernünftigen Argumenten» warnten. Und als schliesslich Linksextremisten mit Gewalt drohten, wurde das Podium verzagt abgesagt.

Es scheint den Verantwortlichen des Theaterhauses Gessnerallee an «Thymos» gefehlt zu haben.

## Östliche Weisheit, westliche Modernität

«Thymos» ist der Begriff, mit dem Marc Jongen, Vordenker in der AfD, identifiziert wird. Der Begriff steht in der platonischen «Psychologie» neben dem Logos (Denken) und dem Eros (Begehren) für das vergessene dritte Element der Seele – für Würde und Stolz und (im Fall von Verletzung) auch für Zorn. Jongen stellt in Deutschland (und in Europa überhaupt) eine besonders laue Thymos-Spannung fest und tritt ein für mehr Beherztheit und eine gesunde Selbstachtung des Volkes, für zivile Wehrhaftigkeit.

Nun ist Jongen persönlich alles andere als ein Berserker. Der Körperbau ist asthenisch (Denkertyp), er ist schlank und gross, sein Händedruck bestimmt, aber weich – ein besonnener Intellektueller von unaufdringlicher Sachlichkeit, der seine Sätze zu Ende sprechen will, um den Gedanken gerecht zu werden, die zur Ausführung drängen, uneitel und ungekünstelt, fast träumerisch-direkt als Gegenüber; kein Mensch, der dazu neigt, die Stimme unnötig zu erheben.

Warum aber tut er es dennoch, also: die Stimme erheben – noch dazu auf dem undankbaren Feld der Politik? Aristoteles meinte doch, die beste Lebensweise sei die der Betrachtung. Warum setzt sich ein Hochschullehrer aus Karlsruhe so viel Druck aus?

Jongen, als Sohn eines Niederländers in Meran in Südtirol aufgewachsen, erfuhr eine frühe Imprägnierung mit östlicher Spiritualität, als er, sechzehnjährig, in der Bibliothek der Eltern auf die Werke Schopenhauers stiess, des Buddhisten im, nun ja, deutschen Idealismus, der mit seinem radikal pessimistischen Werk zugleich den Abschluss der Epoche bildete.

Jongen studierte Philosophie und Indologie in Wien, um dabei «in jugendlicher Unvollkommenheit» die Dekonstruktion des abendländischen Geistes nachzuvollziehen, wie sie die postmodernen Denker Derrida, Baudrillard und Lyotard vorgezeichnet hatten, tauchte also ganz in diese akute «Dekadenzform» (wie er es heute bezeichnet) des Bewusstseins ein und suchte dabei doch etwas Eigentliches – weshalb er, parallel zum Hyperintellektualismus der Akademie, die spirituelle Vertiefung suchte. Schliesslich erlebte er in einer





**Hoffen auf die Sturheit der Schweizer:** Philosoph und AfD-Vordenker Jongen.

«inneren Revolution» einen meditativen Durchbruch zur Transzendenz.

Diese eigenartige Begegnung eines Buchmenschen mit der Sphäre des Übersinnlichen schlug sich nieder in der Publikation von «Das Wesen spiritueller Erkenntnis» (1998), dem ungewohnten Versuch, Vertikales in eine streng horizontale Sprache zu übertragen, mit akademischer Akribie das Feld der Spiritualität erschliessen zu wollen (das heute üblicherweise sprachlich eher schwammig oder New-Age-regenbogenbunt beackert wird). Schon hier kommt er zum Schluss, «dass wir in einer Endzeit leben», und er fragt sich, ob wir auf eine «postzivilisatorische Barbarei» zusteuern oder ob das «Zu-Grunde-Gehen» vielleicht doch in ein heilsames «Zum-Grunde-Gehen» umschlagen könnte.

## Warum setzt sich ein Hochschullehrer aus Karlsruhe so viel Druck aus?

Der esoterische Habitus des Erleuchteten, wie er um die Jahrtausendwende im Schwange war, blieb ihm aber doch suspekt, und er wandte sich wieder der europäischen Philosophie zu. Das «Missing Link zwischen östlicher

Weisheit und westlicher Modernität» fand er schliesslich in Peter Sloterdijk, dem «Sphären»-Denker, der als Bhagwan-Schüler seinerseits geistige Nahrung im Orient gefunden und sich als sprachtrunkener Zeitdiagnostiker eine Sonderrolle im Universitätsbetrieb erstritten hatte. Bei ihm dissertierte Jongen über den kaum noch bekannten Leopold Ziegler und dessen Hauptthema des Gestaltwandels; seine Biografie ist so weit fast ausschliesslich eine geistige.

### Aufbau von Bewahrenswertem

Beim Gang in die Tiefen, *ad fontes*, gelangt man in existenzielle Schichten, die mit C. G. Jung behelfsmässig das «kollektive Unbewusste» genannt werden, in Strata, in denen man sich nicht mehr als totalemanzipiertes Einzelwesen erlebt, sondern ebenso sehr als Angehöriger einer geschichtlich gewachsenen und als Gestalt zu fassenden Kultur. Eine Art ideeller Ökologismus, der diese gemeinschaftlich verfasste, aus vielen Quellen gespeiste Kulturgestalt auch bewahren will, ist selbstverständlich.

«Dabei geht es nicht um einen engstirnigen Nationalismus, sondern um die Verteidigung des Eigenen, wobei andere Kulturen in ihrem Wert genauso gewürdigt werden. Auf dieser

Basis ist unter Angehörigen verschiedener Nationen eine viel grundlegendere Verständigung möglich als im Zeichen eines oberflächlichen One-World-Geredes.»

Hier findet für Jongen ein Rück-Durchbruch aus der Welt des (intellektuellen und spirituellen) Geistes statt. In seinem ersten Buch schrieb er: «Das Gebot der weltgeschichtlichen Stunde lautet nicht mehr Emanzipation, sondern (Re-)Integration.» 2013 tritt er in die AfD ein, in einer Phase, als es noch vordringlich um das Thema der Euro-Rettung geht. Erst mit der Flüchtlingskrise 2015 wird die Stimmung gereizter, Parteiexponenten werden zunehmend zu Reizfiguren stilisiert.

Als AfD-Mitglied macht er sich für eine «Verschweigerung» der deutschen Politik stark – also für die Einführung der direkten Demokratie. In diesem Sinne muss es ihm nun umso grotesker vorkommen, dass ausgerechnet hier sein öffentlicher Auftritt abgesagt wurde: «Ich hatte auf die Sturheit der Schweizer gehofft, die sich nicht von Deutschen hereinreden lassen würden, wie und ob sie eine Veranstaltung durchführen sollen.» Zugleich ist ihm auch klar, dass es in der politischen Arbeit «nicht um die real existierende Nation, sondern vielmehr um die platonische Idee der Schweiz» gehe, die der AfD und damit Deutschland als Vorbild dient.

«Wenn ich nicht daran glaubte, dass sich der Kamikazekurs stoppen lässt, auf dem sich Deutschland befindet, wäre ich gar nicht erst angetreten.» Die Gegenkräfte seien mächtig, «die Kulturlinke ist zwar faul und morsch und in selbstwidersprüchlichen Positionen verstrickt – eine Art politischer Zombie – sie hält aber auf materieller Ebene so gut wie alle Institutionen besetzt.» Er will sich nicht erlauben, hier zwischen der Hoffnung und einer realistischen Erwartung zu unterscheiden: «Ich verbiete mir diese doppelte Buchführung. Man ist in der Politik zum Optimismus verurteilt.»

Hier gilt allerdings «das Dilemma des Konservativismus»: Mit fortschreitender Säkularisierung und Modernisierung sind immer weniger traditionelle Bestände vorhanden, so dass die Bewahrungsmoralität schliesslich als ausgehöhlte Form übrigbleibt. «Das wird leider mit jedem Jahr wahrer. Deshalb nenne ich meinen Ansatz auch Avantgarde-konservativ, da es nicht um ein ängstliches Festhalten an den Restbeständen geht, sondern um den Aufbau von Bewahrenswertem.» Dabei richtet sich Jongens eigentliche Hoffnung auf eine psychopolitische Überwindung des herrschenden Nihilismus. Und tatsächlich ist unter seiner nüchternen, von der Schreibstube geprägten Intellektualität die lebendige Stimme echter Zuversicht herauszuhören. Es würde hoffnungsfroh genug stimmen, wenn diese Stimme jenseits aller theaterhysterischen Projektionen hörbar würde, und zwar auch in Zürich. ○



# Das Brady-Bündchen

Sie sind das schönste Prominenten-Paar, seit es Brangelina nicht mehr gibt. Und zum Verzweifeln skandalfrei.

Von *Beatrice Schlag*

Als Gisele Bündchen noch ledig und mit Amässig sportlichen Männern wie Leonardo DiCaprio liiert war, lebte sie nach eigenen Aussagen vorwiegend von Coke und Hamburgern. Seit der Heirat mit Football-Star Tom Brady teilt sie mit ihrem Mann die von ihm bevorzugten Frischgemüse-Mahlzeiten, selten ergänzt durch mageres Fleisch.

Der Koch, der für deren Zubereitung eingestellt wurde, hat einmal aufgelistet, was im Haushalt Bündchen-Brady auf der Verbotsliste steht: weisser Zucker, weisses Mehl, Kaffee, Olivenöl, jodhaltiges Salz, Pilze, Milchprodukte und Nachtschattengewächse wie Tomaten, Kartoffeln und Auberginen. Als Nach-tisch, sagte der Koch, bevorzuge das Paar rohe

spät zu einem Termin. Fragen Sie, wen Sie wollen.» Footballer Tom Brady, dessen Vermögen vergleichsweise bescheidene 180 Millionen betragen soll, beschreibt seine Karriere ähnlich. Der Quarterback, der Anfang Februar mit den New England Patriots zum fünften Mal den Super Bowl gewann, wird im August vierzig und ist fest entschlossen, das übliche Alterslimit für Football-Spitzenspieler – meist zwischen Anfang und höchstens Ende dreissig – auf mindestens 45 auszudehnen. Was bedeutet: noch mehr Training als bisher, noch eiserner Diät halten. Ob sein Vertrag tatsächlich verlängert wird, ist noch offen. Gisele Bündchen hat sich 2015 vom Laufsteg verabschiedet, ein Time-out für mehr Familienzeit. Und, wie sie sagte, um zu überlegen, was sie als Nächstes in Angriff nehmen wolle. Das bedeutet nicht, dass ihr Einkommen drastisch schrumpft. Dank Werbeverträgen, errechnete *Forbes*, verdiene sie immer noch an die 130 000 Dollar pro Tag.

## Ungeplanter Abschieds-Sex

Nach einem angeblich von Freunden arrangierten Blind Date begannen Football-Star Tom Brady und Supermodel Gisele Bündchen im Januar 2007 sich regelmässig zu sehen. So zumindest lautet die offizielle Version. Vermutlich trafen sie sich schon ein paar Wochen früher. Denn einen Monat zuvor hatten Tom Brady, schon damals berühmtester Spieler der National Football League (NFL), und die Filmschauspielerin Bridget Moynahan die Presse informiert, dass sie sich nach dreijähriger Beziehung getrennt hätten. Das klingt eher nach kurzzeitiger Überlappung zweier Beziehungsgeschichten als nach Zufall.

Natürlich jubelten die Medien über das neue Traumpaar, als im Februar 2007 erste gemeinsame Fotos von Tom Brady und Gisele Bündchen um die Welt gingen. Zwei derart fotogene Überflieger, die Frauen wie Männer begeisterten! Der prominenteste Quarterback der USA und das einzige Supermodel, dessen Namen, so ein Spötter, «auch alle Männer kennen, die nicht schwul sind». Journalisten suchten angestrengt nach einem Kurznamen wie Bennifer oder Brangelina, um das neue Glamour-Liebespaar zum gängigen Begriff zu machen. Aber «Tomgis» oder «Gistom» klangen eher nach Unkrautvertilgern als nach einer Liebesgeschichte. Sie versuchten es mit «the Brady-Bündchen», was daran scheiterte, dass das



Kastanien und Avocado-Eis mit Kakao. Irgendwie stellt man sich ein finanziell grandios abgesichertes Leben schmackhafter vor. Bradys Vater sagt, wann immer er und seine Frau bei Sohn und Schwiegertochter zum Dinner eingeladen seien, frage er seine Frau hinterher: «Und wo gehen wir jetzt essen?»

Gisele Bündchen, Brasilianerin mit deutschen Vorfahren, die in zwanzig Jahren als Model mit geschätzten 400 Millionen Dollar mehr verdiente als jede andere in ihrem Geschäft, sagt über ihren Erfolg: «Ich wusste immer, dass ich nicht die Schönste war. Aber ich hatte am meisten Energie und arbeitete am härtesten. Ich kam nicht ein einziges Mal zu



«Und dann das»: Brady-Bündchen mit Söhnen

keiner versteht, der nicht Deutsch kann. Das Paar hat bis heute in den USA kein Label.

Im gleichen Monat, in dem Tom und Gisele als Paar bekannt wurden, verkündete Bridget Moynahan öffentlich, dass sie von Tom Brady im dritten Monat schwanger sei. Was sofort zum auflagerächtigen Betrugsskandal hoch-





Die Medien hatten endlich Grund, auf den so untadeligen und wortkargen Brady einzuprügeln. Wie würde die arme Gisele den Schock nach so kurzer Liebe hinnehmen? Weder sie noch Brady äusserten sich öffentlich dazu. Erst acht Jahre später sagte Gisele Bündchen in einem CBS-Interview: «Ich wusste nicht, was tun. Sollte ich einfach weglaufen? Es war schwierig für alle drei. Tom und ich kannten uns erst seit kurzem, und dann das.»

### Einziges Paar Jeans

Sie blieb, «weil ich wusste, dass er ein sehr freundlicher Mann ist, ein guter Mann». Inzwischen ist Moynahans und Bradys Sohn John regelmässig mit Tom, Gisele und ihren beiden Kindern Benjamin und Vivian zusammen. «Ich könnte kein lieberes Bonuskind haben», sagt Bündchen. «Gisele, Tom und ich reden fast täglich miteinander», sagt die seit zwei Jahren verheiratete Bridget Moynahan. Der vermeintliche Skandal zerbröselte am Schweigen der Beteiligten.

Wenn man Tom Brady und Gisele Bündchen bei Wikipedia googelt, sind die Informationen in der englischen Version erschlagend. Jeder Werbevertrag und jede Wohltätigkeitsveranstaltung von ihr, jeder Spielzug von ihm sind registriert. Interviews? Tweets? Mangelware. Hier ein freundlicher Gruss, dort ein spärlicher Satz. Der *New Yorker* bezeichnete Tom Brady vor zwei Jahren in einem Artikel, für den das Magazin nach jahrelangen Anfragen endlich einen Interviewtermin bekam, als «ähnlich wie Hillary Clinton, die sich immer als die berühmteste Person beschrieb, die keiner kennt». Tom Brady schien ebenso. War er ein intellektuell etwas schlichter Sportsportler oder ein subversiver Spieler, der nichts preisgeben wollte, weder über sein alternatives Privat-Coaching noch über Trainingsmethoden, die von denen seiner Kollegen abweichen?

Gisele Bündchen ist etwas gesprächiger. Sie redet bereitwillig über die junge Volleyballspielerin mit dem hochroten Kopf, die sie einst gewesen ist und wofür sie verspottet wurde. Das Bubenmädchen, das ein einziges Paar Jeans besass, sich nicht für Mode interessierte und von der Mutter für einen Modelkurs angemeldet wurde, weil die hoffte, ihr Kind würde dort eine bessere Körperhaltung lernen. Das junge Model, dem jeder sagte, mit



Ego und Ängste: Gisele Bündchen.

### Schauen Sie ein Bild von ihr an – ohne ihre Nase wäre sie eine Barbie.

ausweichend, er kenne Trump vom Golfspielen und es wäre toll, wenn er Präsident würde. Das war sehr früh im Wahlkampf. Später sagte er, er wolle dazu nichts sagen, sein Team wolle nicht abgelenkt werden. Und Gisele habe ihm gesagt, er solle den Mund zum Thema Trump halten. Bündchen, in mehreren Umweltschutzorganisationen gegen Trumps Politik aktiv, versandte letzte Woche auf Instagram ein unglamouröses Foto, das sie neben Leuten verschiedenster Hautfarbe zeigt. «Nur Ego und Ängste trennen uns», schrieb sie. ○

den kleinen Augen und der grossen Nase würde es nie auf ein Titelbild kommen. Und die antwortete: «Mit einer grossen Nase kommt grosse Persönlichkeit.» Ob die Antwort von ihr kam oder von einem PR-Berater: Schauen Sie ein Bild von ihr an – ohne ihre prominente Nase wäre sie eine Barbie.

Die letzte Brady-Bündchen-Kontroverse verursachte Donald Trump. Der mittlerweile amtierende Präsident betonte im Wahlkampf immer wieder, wie eng er mit Brady, dem Coach der New England Patriots, und deren Besitzer befreundet sei. Tom Brady sagte ein paarmal

John und Benjamin im Disneyland, Anaheim.

geschrieben wurde, kennt jeder Scheidungsanwalt aus der Praxis. Ungeplanter Abschiedssex ist nichts Seltenes. Man entschliesst sich zur Trennung, ist von Trauer, Schuldgefühlen oder Nostalgie überwältigt und verdrängt in der emotionalen Überforderung, dass Verhütung gerade jetzt nicht unklug wäre.

**Schenken Sie ihm Kirschstengeli.**

Lindt  
BATONS KIRSCH KIRSCHSTENGELI



## Endspiel eines Superhelden

«Logan» beweist eindrucksvoll, dass sich auch einer Comicfigur Grösse und Tragik abgewinnen lassen. Von Wolfram Knorr

Professor Charles Xavier, eine Art heiliger Franziskus für Ausgestossene, nahm junge Menschen mit extremen Fähigkeiten unter seine Fittiche, damit sie nicht Missbrauch mit ihren enormen Talenten trieben. Sie hätten das Gleichgewicht der Schöpfung aus den Angeln heben können. Die Sonderlinge brauchten also Zuneigung und Schulung, und Xavier bot es ihnen. Denn seine Zöglinge waren Mutanten, genetisch veränderte Kinder von Eltern, die atomarer Strahlung ausgesetzt gewesen waren. Die jungen Eleven konnten Energiestrahlen aussenden, das Wetter verändern, Gedanken lesen, manche konnten auch fliegen. Komplette Systeme hätte man unterjochen können, und machtgerige Bosse versuchten immer wieder, die Mutanten auf ihre dunkle Seite zu locken.

Der wunderlichste aller Xavier-Sonderschüler war Wolverine, mit bürgerlichem Namen James Howlett, Logan genannt, ein *lonesome wolf* – das Ergebnis eines militärischen Forschungsprojekts. Sein Skelett war mit der Legierung Adamantium ummantelt, das machte ihn unsterblich. Aus dem Rücken und aus den Händen konnte er lange scharfe, stählerne Säbel-Auswüchse fahren lassen, und darum erinnerte er an eine aufrecht gehende stachelige Echse. In Xaviers luxuriöser Mutanten-Hilfsschule war er der seelisch Zerquälteste, der sich die Hamlet-Frage stellte: «To be or not to be?» Alles passé: Die Mutanten verschwanden, Wolverine nur noch ein Wrack.

### Staubiges Nichts

Die Comic-Kreation Wolverine des Marvel-Verlags ist mit Abstand die schrillste. Mit Backenbart und Tolle sieht sie aus, als hätte ein Spötter Aliens den Menschen beschrieben, worauf die sich redlich Mühe gaben, sich einen zu basteln. In den Verfilmungen gibt Hugh Jackman den stattlichen Recken Wolverine, der der Mixtur aus Marder und Säbelmagier eine Würde mit Abgrunddüsternis verleiht. Achtmal insgesamt hat er Wolverine verkörpert, mit Power und Präsenz. Nun aber hatte Jackman genug. Er wollte Schluss machen



US-Western «Shane» (1953).

In ihrer absurden Bruchstück-Wirklichkeit gibt es keinen Platz für Ritterlichkeit mehr.



Mörderischer Roadtrip: Dafne Keen und Hugh Jackman in «Logan».

mit der Figur zwischen Wahn und Albtraum, einen letzten grossen Abgang hinlegen. Jackman verhandelte seit 2013 mit Fox Studios und bat, wenn für den Film grünes Licht gegeben werde, um ein R-Rating (Altersfreigabe erst ab achtzehn), um für sein Finale realitätsnahe Härte durchsetzen zu können. Jackman, wohl wissend, dass dann die Einspielergebnisse schwer abzuschätzen sein würden (ein erwachsenes Comic-Helden-Publikum ist eine unsichere Grösse), war deshalb bereit, auf einen Teil seiner Gage zu verzichten. Die Bedingungen wurden akzeptiert, und Regisseur James Mangold («Walk the Line»), der schon den letzten «Wolverine» inszenierte, und seine Autoren David James Kelly, Scott Frank («Get Shorty») und Michael Green boten ihm mit «Logan» (nach der Comic-Reihe «Old Man Logan») ein erstklassiges Endspiel.

Den einstigen Mutanten-Stadel, die Schule für ganz hohe Bildung in «X-Men: Apocalypse» (2016) schwer gebeutelt, gibt's nicht mehr. Sein Patriarch Charles Xavier (Patrick Stewart), schon immer querschnittgelähmt, ist nun todkrank. Er und Logan, mit grimmigem Vollbart, haben sich an der amerikanisch-mexikanischen Grenze in eine stählerne Wasserturm-Rostlaube verkrochen. Logan kutschiert mit einer Limousine Leute rum und finanziert damit die Medika-

mente für Xavier, die er auf mexikanischer Seite besorgt. Auch der Albino-Mutant Caliban (Stephen Merchant), eine Mischung aus Nosferatu, einem Jabba aus «Star Wars» und einer Samuel-Beckett-Figur, gehört dazu. Logan, Xavier und Caliban wirken sowieso, als stammten sie aus der Beckett-Welt: in morsche Reste eines einst strahlenden Daseins, Schwundstufen-Existenzen – der eine moribund, der andere Krankenpfleger und der Dritte ein irres Faktum. Und «die Sonne schien, da sie keine andere Wahl hatte, auf das Nichts des Neuen» (Beckett).

Neu ist das Mädchen Laura (Dafne Keen), das plötzlich in ihr Leben platzt. Logan will sie loswerden, Xavier nicht. Er weiss, warum. Sie ist, wie man später erfährt, aber längst ahnt, Logans Tochter und eine Mutantin mit den gleichen Fähigkeiten wie der Vater. Für Logan ein Fluch. Eigentlich wollten sie sich hier verkriechen, aufs Ende warten, nie wieder raus in eine Welt, die in Schutt und Asche liegt. Aber gierige Machtkerle mit ihren Häschern sind hinter Laura und ihren Fähigkeiten her. Logan muss sie retten, und so folgt ein mörderischer Roadtrip nach North Dakota, an einen Zufluchtsort, wo sich, zur Überraschung von Logan, andere jugendliche Mutanten versteckt halten. Aus dem existenziellen Endspiel wird für Logan ein physisches. Wolverine, das ächzende Wrack, wird zum letzten Helden verfolgter Kinder.

Mangold und seine Autoren zeigen das unmissverständlich gleich zu Beginn, wenn Logan, vom Suff lädiert, von einer mexikanischen Bande durchsiebt wird und nur mühsam wieder auf die Beine kommt. Mit der Selbstheilung will





Prosa

## Überreizte Fantasien

In ihrem Erzählband «Eindeutiger Versuch einer Verführung» begibt sich Alissa Walser auf Identitätssuche.

Von Pia Reinacher

Die zweite der vier Töchter des Schriftstellers Martin Walser ist eine schillernde Figur. Alissa Walser debütierte 1994 mit kurzen, erotisch angehauchten Prosatexten unter dem Titel «Dies ist nicht meine ganze Geschichte», für dessen Eingangstext sie zwei Jahre zuvor mit dem Klagenfurter Bachmann-Preis ausgezeichnet worden war. Die Fantasie des Lesers reizte sie damals mit dem ödipal eingefärbten, kapriziösen, voyeuristischen Einstiegssatz «Neben mir atmet mein Vater, wir sind im Hotel, heute ist sein Geburtstag, morgen ist meiner, vielleicht ist jetzt morgen [...] es ist dunkel.» Die Autorin ist allerdings auf vielen Bühnen tätig. Vor ihrem Start als gelegentliche Schriftstellerin war sie bereits als Malerin, Illustratorin und Übersetzerin tätig. Anfang der 80er Jahre hatte sie in New York und Wien Malerei studiert, später wurde sie bekannt und auch ausgezeichnet als Übersetzerin von Büchern und Theaterstücken renommierter Schriftstellerinnen wie Sylvia Plath, Paula Fox oder Joyce Carol Oates.

Die Grenze zwischen irisierendem Edelkitsch und ernsthafter Prosa reizte sie auch in ihren späteren Prosatexten aus, etwa in den Erzählungen «Die kleinere Hälfte der Welt» (2000). Mit «Eindeutiger Versuch einer Verführung» – dem Titel ihrer neuesten Sammlung von Prosatexten, appelliert sie zwar auch an überreizte Fantasien. In Wahrheit geht es in diesen Mikrogrammarbeiten aber nüchtern zu. Mal sind es nur skizzenartige Beobachtungen, mal ausgereifte Kurzgeschichten, mal kondensierte Reflexionen über den Alltag von weiblichen Figuren. Mit den Augen einer Frau, die häufig durch Landschaften fährt, erfährt der Leser die Welt: Es ist ein zersplittertes Universum, das ihm präsentiert wird. Eine Atmosphäre von Fremdheit und Sinnlosigkeit schwebt über den Texten. Alissa Walser legt keinen Wert auf Kohärenz. Der Leser selbst soll den unverbundenen Einzelteilen einen Sinn einflößen und in dieser Entzifferungsarbeit eine Ahnung einer unheilvollen Gegenwart bekommen.

Der Text «Decke aus Yak-Haar» etwa setzt mit dem fatalen Abendnachrichten-Satz ein, dass ein Erdbeben der Stärke 7,5 in Nepal Tau-

sende von Toten und Obdachlosen zur Folge gehabt hatte – und fährt nach diesem Paukenschlag unvermittelt weiter, zu beschreiben, wie die Frau im Zentrum der Erzählung emotionslos frisches Wasser in den Trinknapf des Hundes giesst, dem Hund gute Nacht sagt und sich unter die superleichte, von einem Freund geschenkte Yak-Haar-Decke verkriecht, wobei sie noch den einen oder anderen Gedanken an dessen ehebrecherische Eskapaden verschwendet. Die Geschichte über das «Unterwegs zuhause» dagegen ist ganze neun Zeilen lang – ein wortklauberisches Nachdenken über die SBB und ihren Werbespruch mit dem Bild eines süßen Mädchens, das in der bedeutungsschwangeren Interpretation gipfelt: «Ich will es glauben, um an mich glauben zu können, an die Reise daheim, wo ich habe, wovon ich träume: Tempo und Stillstand, Raserei und Ruhe».

### Selbstbeobachtungen

Betulich artet auch die Reihung paradoxer Selbstbeobachtungen in «Entweder oder» aus. Die Erzählerin führt Tagebuch, um sich ihrer Identität sowie der eigenen Geschichte zu versichern. Diese prägnanten Kurzfassungen des Lebens würden ihr nachträglich zeigen, wer sie sei. Auch aus dem literarischen Planspiel zieht das schreibende Ich eine hochgemute, ziselierte, ambitiös paradoxe, halbphilosophische Sentenz:

«Bis jetzt sieht es ganz so aus, als wären ich und der unmögliche Blick, mit dem ich meine Welt ordne, eins. Entweder ist das nicht möglich, oder es ist eine unmögliche Welt.»

Da erinnern wir uns an Adelheid Duvanel und Robert Walser. Beide legten Kürzestgeschichten nach demselben Erzählprinzip vor – aber um wie viel abgründiger, um wie viel absurder, um wie viel zwingender war doch die Wirkung!



«Unmögliche Welt»: Walser.

### Eine Atmosphäre von Fremdheit und Sinnlosigkeit schwebt über den Texten.



Alissa Walser: Eindeutiger Versuch einer Verführung. Hanser. 160 S., Fr. 24.90

es nicht mehr so richtig klappen. Sein Körper ist voller Narben, seine seelische Verfassung ein Fass ohne Boden. Er verflucht wie ein von Gott und Mensch verlassener King Lear sein Schicksal – umgeben von einem schmutzigen, staubigen Nichts, und in ihm Zerrieseln und Zerfall. Die ständigen Kämpfe gegen Magneto und Apocalypso, diesen irren Oberschurken, haben ihn zu einem Schatten seiner selbst gemacht. Für Comic-Helden-Fans ein starkes Stück.

### Ohne Kantigkeit à la Gary Cooper

Einmal verkriechen sie sich in ein Hotelzimmer, und Xavier sieht im Fernsehen einen Western aus seiner verlorenen Jugend: «Shane» (1953), der märchenhafteste seiner Gattung, schon durch seine Besetzung mit dem sanft- und schwermütigen Alan Ladd ein Anti-Westernheld, ohne jede Rustikalität à la John Wayne oder smarte Kantigkeit à la Gary Cooper. Wie ein Traum erscheint er folglich dem kleinen Jungen, aus dessen Sicht der Western erzählt wird (deutscher Titel: «Mein grosser Freund Shane»). Logan und die kleine Laura zeigen kein Interesse an dem Traumgespinnst eines Prärie-Gawain. In ihrer absurden Bruchstück-Wirklichkeit voll schneidender, blutiger Kanten gibt es schon lange keinen Platz für Ritterlichkeit mehr. Erst am Ende, wenn die Häscher die Kinder fast in ihren Fängen haben und Logan die Kids anfleht, über die Grenze in Sicherheit zu fliehen, ist Laura fast so verzweifelt wie der Junge aus «Shane», der den berühmt gewordenen Ausspruch machte: «Shane. Come back!»

# Heiko Nieder

Der Küchenchef des «The Restaurant» im «Dolder Grand» hat einen Fetisch.

Von Mark van Huisseling

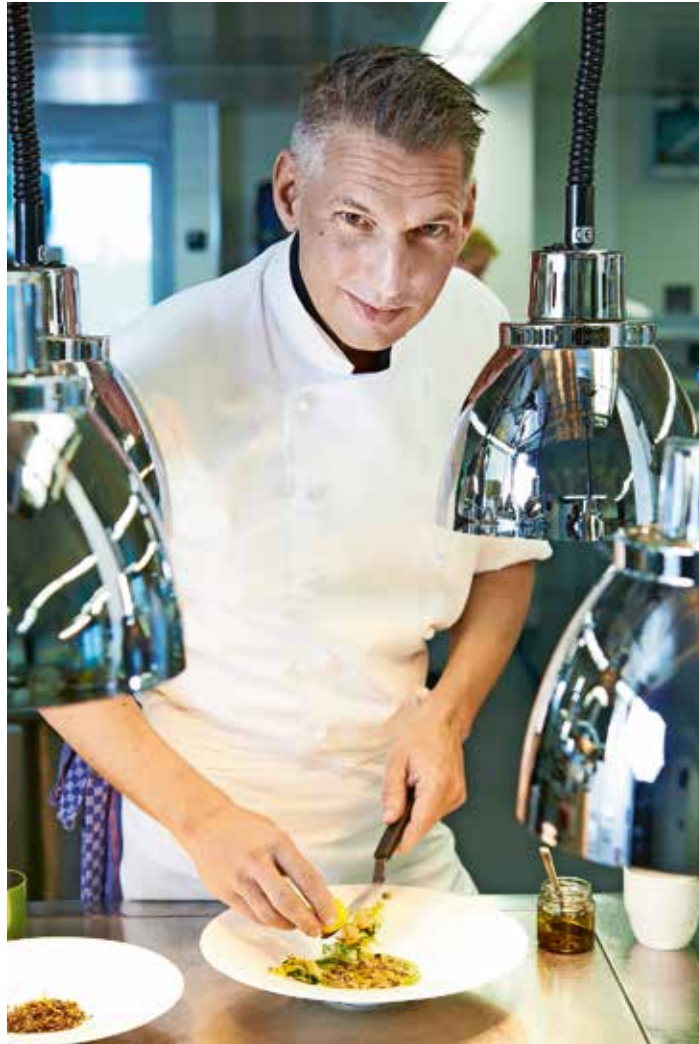
**E**in Kollege schrieb in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, Sie hätten eine «schöne grosse leere Spielwiese» vorgefunden, als Sie im neueröffneten «The Restaurant» anfangen – das ist lässig auf der einen Seite, aber schwierig auf der anderen, nicht wahr?» – «Es war schon eine kleine Herausforderung, ja.» – «Mit Freiheit muss man umgehen können, oder?» – «Ja, und was ausschlaggebend ist: Man kennt das Publikum noch nicht. Man hat viele Ideen, kann machen und tun, aber muss auch Akzeptanz finden. Wir sagen zwar immer so schön arrogant: «Wir kochen für uns.» – «Stimmt das nicht?» – «Am Ende muss das Ganze bezahlt werden, und das machen dann die Gäste. Also kocht man in erster Linie für sie. Und die Erwartungshaltung, als wir aufmachten, war hoch. Aber Druck gehört dazu in unserem Job, das macht auch Spass.»

Heiko Nieder, 44, ist ein deutscher Koch aus Reinbek bei Hamburg; er arbeitet als Küchenchef im Zürcher «The Restaurant» des «Dolder Grand»-Hotels. Zuvor war er in verschiedenen, mit Michelin-Sternen ausgezeichneten Restaurants in Deutschland. Mit dreissig eröffnete er zusammen mit einem Partner das «L'Orquivit» in Bonn und bekam seinen ersten Stern. Im «The Restaurant», für das er seit der Eröffnung 2008 verantwortlich ist, wird er zurzeit von den Michelin-Testern mit zwei Sternen respektive 18 Punkten von den Gault-Millau-Verantwortlichen bewertet – das macht ihn zum besten Profikoch Zürichs. Er schraubte an seinem ganz eigenen Stil, stand in *Salz & Pfeffer*, einem Gastro-Magazin, das Ergebnis sei eine Gourmetküche, die man nicht begreifen müsse, um sie zu verstehen. Persönlich sind mir seine Kreationen manchmal etwas zu geschraubt, mir wäre es lieber, er würde aus den hervorragenden Zutaten – mit seinen aussergewöhnlichen Fähigkeiten – einfachere Ergebnisse vorlegen. Er ist verheiratet, hat zwei kleine Töchter und lebt in der Nähe von Zürich.

## Druck bei jedem Teller

«Eine Ihrer Auszeichnungen ist «Hotelkoch des Jahres» [2013] – gibt's einen Unterschied

zwischen Restaurant- und Restaurant-im-Hotel-Koch?» – «Abgesehen vom Kochen, ist es ein grosser Unterschied, da gehen wir mit der gleichen Leidenschaft heran. Aber wir haben einen grossen Apparat im Hintergrund, der hilft uns – ich muss nur kurz das Engineering



«Wir kochen für uns»: Zürichs bester Koch, Nieder, 44.

anrufen, dann kommt ein Handwerker vorbeigeflitzt. Dementsprechend haben wir auch viele Schnittstellen, die viel mehr an Kommunikation verlangen, als es in einem Restaurant der Fall wäre.» – «Das Erkämpfen und Verteidigen von Michelin-Sternen, Gault-Millau-Punkten und anderen Trophäen – tönt stressig: Weshalb tun Sie es sich an seit vielen Jahren?» – «Auf der einen Seite haben wir die Bewertung durch den Gast; es ist eine schöne Bewertung, wenn er zufrieden ist. Auf der anderen Seite ist es auch schön, einmal im Jahr eine Bewertung von sich und seinem Team zu

bekommen [durch Profis], damit man weiss, wo man steht. Das ist auch eine sportliche Geschichte. Und dass das einen gewissen Druck bedeutet, ist dann halt so. Druck haben wir auch übers Jahr, bei jedem Gast, bei jedem Teller, der rausgeht.» – «Aber es wäre ein ziemlicher Imageverlust – nicht nur für Sie, auch fürs «Dolder» und seinen Besitzer –, wenn Sie einen Stern verlieren würden oder zwei, drei Punkte, oder?» – «Ja, natürlich. Aber ich denk nicht mal so weit, weil wir immer besser werden wollen.»

«Was haben Sie gelernt von Urs Schwarzenbach [Besitzer des «Dolder Grand»]?» – «Qualitätsdenken. Und eine Vision zu haben und diese umzusetzen, egal, was die Leute sagen. Klar hat er hier Architekten gehabt [Norman Foster unter anderen], aber er hat sein Siegel draufgemacht, er steht da mit seinem Namen. Wie er sein Ding durchzieht, ist schon bewundernswert.» – «Wissen Sie, ob er schon mal was von Ihnen gelernt hat?» – «Keine Ahnung, aber ich hoffe es.» – «Wann machen Sie sich selbstständig?» – «Gar nicht.» – «Können Sie das so definitiv sagen, als junger Mann?» – «Ne, definitiv kann man das nicht sagen. Aber solange ich hier glücklich bin, und das bin ich, denk ich da gar nicht dran. Ich geh hier ran wie in einer Selbständigkeit [mit dreissig eröffnete er, wie gesagt, das «L'Orquivit» und führte das Restaurant fünf Jahre] – alles steckt hier drin, Leib und Seele, ausser das eigene Geld.»

«Ich hab schon einige Spitzenköche getroffen, die extrem waren [Gordon Ramsay, Alkoholiker und Doppelmarathonläufer; Anthony Bourdain, ehemaliger Drogenabhängiger und Weltreisender] – sind Sie auch Extremist?» – ««Extremist» würde ich nicht sagen, obwohl's bestimmt ein paar Leute gibt, die das sagen würden... Aber mehr arbeiten, als man müsste, mehr machen, als man müsste, das Regal aufräumen, wo die Essig- und Ölflaschen drinstehen, ich hätte eigentlich anderes zu tun... Das fällt ein bisschen unter Fetisch.» – «Was werden Sie als Nächstes tun?» – «Abgesehen davon, dass ich gleich in die Küche geh [das Gespräch begann um 11 Uhr]: die neue Speisekarte schreiben.»

Sein liebstes Restaurant: Martín Berasategui, Calle de Loidi 4, Lasarte-Oria, Guipúzcoa, Spanien, Tel. +34 943 36 64 71



# Sesam und Schauerträume

Die Biester sind unterwegs: Mal romantisch wie in Disneys «Beauty and the Beast», mal archaisch wie in «Kong: Skull Island».

Von Wolfram Knorr

Nach dem gemeinsamen Tanz blickt er wie jener Charmeur, der gern erzählt, kürzlich habe mal wieder eine blutjunge Schöne an sein Zimmer getrommelt – um lausbüßisch hinzuzufügen: «Aber ich hab sie nicht rausgelassen.» Kaiserwetter im Blick, blauer Rokokofrock, Rüschen und Litzen, edle Borten – und die massiven, gewirbelten Hörner über dem braunen Fell, aus dem eine tiefe, testosteronegesättigte Stimme schmachet. Klarer Fall: Das legendäre Biest aus dem französischen Märchenmythos «La Belle et la Bête» – dutzendfach verfilmt, vertont, vertheatert und von Walt Disney zum prächtigen Illusionskraftwerk perfektioniert – hält Hof. Nach dem erfolgreichen Animationsfilm aus dem Jahre 1991 folgt nun die Realfilm-Version mit Emma Watson, Kevin Kline, Dan Stevens und so weiter.

## Reichlich verhext

Es ist nicht das einzige Fantasy-Biest, das durch die Kinos geistert. Die Kehrseite des verwunschenen Prinzen liefert «Kong: Skull Island». Da öffnet sich ein Sesam hinunter in die tiefsten Katakomben heftig verdrängter (Alb-)Träume: mit dem Riesenaffen King Kong, der sich ebenfalls in die schöne Maid verguckt («King Kong und die weisse Frau», 1933) und darüber seine Fassung verliert. In der jüngsten Verfilmung ist er noch riesiger und sein Gebrüll noch animalischer. Seine Augen, psychotische Löcher, in die seine Jäger zu versinken drohen wie in einen bodenlosen Brunnen, wandeln sich beim Anblick der Lady, einer Fotografin (!), die die Truppe durch den Dschungel begleitet, in erotisch glühende Kohlen, die sie leicht ansengen. Wie die schöne Belle das verwunschene Schloss erkundet, so wird auch Skull Island als reichlich verhext wahrgenommen. Und während im Schloss die Dingwelt zum Leben erweckt wird, donnern über die Insel Tiere, die hundertfach vergrößert und vorsintflutlich sind und direkt aus dem Jules-Verneschen Kosmos und Japans alter Monster-Küche zu kommen scheinen.

Was «Beauty and the Beast» und «Kong: Skull Island» gemeinsam haben, sind die vielen Felle beider Märchen, die der Filmindustrie im Laufe der unterhaltungssüchtigen Zeiten davongeschwommen sind, dieser aber offenbar keine Ruhe lassen. Immer wieder wird nach ihnen gegriffen, um – eine Folge unseres permissiven Businessbetriebs – die Vorgänger zu übertrumpfen. Der Vergangenheit nachzuweinen und mit verklärtem Blick dem Charme von Jean Cocteau's legendärem «La



Pure Seufzerei: «Kong: Skull Island».

Belle et la Bête» (1946) und dem Alt-King-Kong aus dem Jahre 1933 nachzusinnen, bringt nix. Das ist pure Seufzerei über altes Handwerk, das angeblich noch solide war. Dahinter steckt, nach dem Motto «Früher war alles besser», eine Sehnsucht nach «Retropia» (Richard David Precht).

## Griff in den Disney-Märchenfundus

Beider Trumpf sind, mal abgesehen von ihren – natürlich inzwischen flachgebügelten – Talfahrten zu archetypischen Triebknoten, das Hochamt der Tricktechnik, das richtig sattes Augenfutter zelebriert. Schmalhans Küchenmeister gilt da nicht. Bei «Kong: Skull Island» sind die Helikopter Invasion und das Trickgetöse der Monster von hohem Schauwert, bei «Beauty and the Beast» sind es Choreografie, Musik, Ausstattung. Der Griff in den Disney-Märchenfundus, von «Cinderella» über «Alice in Wonderland» bis «Frozen» (sogar bei «Frankenstein» bedient man sich mal), sorgt für quirligen Witz und Ironie; der Film hängt vielleicht mal durch, bleibt aber hochemotional und bravouröses Musical-Theater. Kurios allerdings die Reaktion Russlands, das «Beauty and the Beast» erst ab sechzehn Jahren freigibt, weil die Nebenfigur Le Fou (Josh Gad) in ihren Begleiter, den bösen Gaston (Luke Evans), verliebt ist. Huch!

# Die Power-Lady und ihre wilde Truppe

Von Peter Rüedi

Wer über grossorchestralen neueren Jazz nachdenkt, kommt früher oder später auf zwei Schweizer, George Gruntz und Mathias Rüegg. Der eine hat mit seiner Concert Jazz Band noch kurz vor seinem Tod im Januar 2013 in New York ein letztes Album eingespielt, der andere löste sein Vienna Art Orchestra (VAO) 2010 wegen fehlender finanzieller Unterstützung auf: Grosse Orchester, auch wenn sie im Jazz in der Regel aus weniger als zwanzig Musikern bestehen, sind riskante und kostspielige Unternehmen. Gruntz und Rüegg leiteten beide – und darauf legten sie Wert – Orchester, keine Big Bands; sie schrieben ihre Musik wie Altmeister Duke Ellington auf die individuellen Klangqualitäten und das improvisatorische Potenzial ihrer Musiker hin. Sie engagierten profilierte künstlerische Persönlichkeiten und keine Musikbeamten. Das machte ihren Abschied schmerzlich.

Namentlich Rüegg inspirierte mit seinen Musikern über das VAO hinaus eine ganze Wiener Szene. Jetzt ereignet sich Erstaunliches: Mit der Altsaxofonistin, Komponistin, Arrangeurin Sarah Chaksad hat eine Musikerin ein fünfzehnköpfiges Orchester aufgebaut, das zwar weder Rüegg noch Gruntz imitiert, aber im weiteren Sinn deren (unterschiedliche) Ästhetik fortführt. Mit einer Truppe von mehrheitlich kaum bekannten, aber kompetenten Solisten hat sie einen eigenen Sound erfunden, der, zumal in den mit reichen Changes geschichteten langsamen Stücken, gelegentlich an den Neoimpressionismus von Maria Schneider erinnert. Auch in den knalligeren «rockigeren» oder Latin-inspirierten Nummern vermeidet sie naheliegende Klischees und baut ihren Solisten wunderbare Startrampen (besonders beeindruckt haben mich die Posaunisten Lukas Brigen und Lucas Wirz, Altsaxer Andreas Böhlen, die Trompeter Charles Wagner und Octave Moritz, Sängerin Julie Fahrer, nebst Schlagzeuger Jan Schwinning und Gregor Hilbe, der auf drei Titeln als zweiter Drummer ein Gastspiel gibt). Ein ganz verblüffendes Debüt. Möge sich niemand durch den etwas verschwommenen Titel «Windmond» von der Musik abhalten lassen. Die hat klare Konturen.



Sarah Chaksad Orchestra:  
Windmond. Neuklang  
NCD4158



Thiel

## Zwangsverbot

Von Andreas Thiel

**Sozialdemokrat:** Das Tragen der Burka ist ein Menschenrecht.

**Liberaler:** Du meinst, dass es das Recht jedes Menschen ist, seine Frau eine Burka tragen zu lassen?

**Sozialdemokrat:** Es ist das Recht jedes Menschen, eine Burka zu tragen.

**Liberaler:** Und du denkst, Frauen, die das Haus unter der Burka verlassen, tun dies, weil sie sich irgendwann mal gedacht haben: «Wie? Es ist ein Menschenrecht, das Haus auch unter einer Burka zu verlassen? Warum hat man mir das nicht schon viel früher gesagt? Denn wenn das so ist, dann mache ich von diesem Menschenrecht natürlich auch Gebrauch und verlasse das Haus von nun an nur noch unter der Burka.»

**Sozialdemokrat:** Es gibt Frauen, die freiwillig eine Burka tragen.

**Liberaler:** Kennst du einen Mann, der freiwillig eine Burka trägt?

**Sozialdemokrat:** Nein.

**Liberaler:** Denkst du, Frauen sind dümmer als Männer?

**Sozialdemokrat:** Natürlich nicht. Aber du als Liberaler musst dich doch grundsätzlich gegen jede Form von Verboten aussprechen.

**Liberaler:** Das stimmt. Aber du fragst mich, ob ich der Frau verbieten möchte, sich zu unterwerfen. Und das möchte ich tatsächlich, kann es aber nicht, denn das käme ja einer Unterwerfung der unterworfenen Frau gleich.

**Sozialdemokrat:** Siehst du? Auch du als Liberaler musst also zugeben, dass das Burkaverbot einem Zwang gleichkommt.

**Liberaler:** Das Paradoxe ist, dass das Burkaverbot den Burkazwang aufhebt.

**Sozialdemokrat:** Es geht uns bei der Bekämpfung des Burkaverbots aber nicht um die zwangsweise getragene Burka, sondern nur um die freiwillig getragene Burka.

**Liberaler:** Die freiwillig getragene Burka? Von der selbstunterworfenen Frau? Das klingt wie Gänseleber von der selbstgestopften Gans.

Andreas Thiel, Jahrgang 1971, ist Schriftsteller und Kabarettist.

Namen

## Lichtgestalten am Herd

Heitere Küchenschlacht im Zürcher «Rive Gauche»; Neues aus St. Moritz.  
Von Hildegard Schwaninger

**D**er Frühling hätte nicht besser starten können für das «Baur au Lac». Bei den ersten Sonnenstrahlen spazierten die Gäste ins «Rive Gauche», wo die mittlerweile traditionelle «Kitchenparty» stattfand. Diesmal war die Küchenschlacht ein Wettkampf unter Frauen: Drei begabte Köchinnen, die sich an diesem Abend geradezu als Lichtgestalten ihres Fachs bewiesen, zeigten ihr Können: **Mary Nozahic** vom «Table de Mary» in Cheseaux-Noréaz, **Bernadette Lisibach** vom Restaurant «Neue Blumenau» in Lömmerswil sowie **Silvia Manser**

### Man wurde richtig satt. Es gab auch Austern vom Fischlieferanten Bianchi.

aus der «Truube» in Gais (ihr Schweinebauch haute alle um). Die Küchenbrigade des «Baur au Lac», die drei gestandenen Männer **Laurent Eperon** (der mit 18 Gault-Millau-Punkten bewertete Sternekoch vom «Pavillon»), «Rive Gauche»-Chef **Olivier Rais** und Executive Chef **Maurice Marro** hatten da ernstzunehmende Konkurrenz.

Es war jedenfalls eine Superparty. Für 160 Franken pro Person (Verköstigung inklusive Getränke und Entertainment) bekam man etwas für sein Geld. Wenn es in früheren Jahren so war, dass, wer richtig Hunger hatte, bald vom Bratwurststand träumte, weil die Häppchen so winzig waren – dieses Jahr war es

anders: Man wurde richtig satt. Es gab auch Austern vom Fischlieferanten Bianchi.

Unter die Gäste, die vor allem aus Bloggerinnen und ausgehfreudigen Paaren bestanden, mischte sich auch «Baur au Lac»-Besitzer **Andrea Kracht** mit seiner Frau **Gigi**, die gerade aus Vietnam zurückkamen, wo sie jedes Jahr hinreisen. Hoteldirektor **Wilhelm Luxem** war da, sein Vorgänger **Michel Rey**, sonst immer dabei, fehlte – der weit gerade in Moskau, wo er im Verwaltungsrat des Hotels «Metropol» ist. **Dominique Godat**, der Direktor (früher «Kulm Hotel St. Moritz»), hat sich mittlerweile gut eingelebt in der russischen Hauptstadt, aber das Russischlernen bereitet ihm immer noch einige Mühe.

Was war das Highlight dieses rundum erfreulichen Abends? Die warme Gänseleber von Laurent Eperon (er war gerade mit Wilhelm Luxem in Tokio, zeigte dort eine Woche lang als Gastkoch seine Künste).

Das Lustige ist, dass man in einer bestens ausgestatteten Restaurantküche den Köchen in die Töpfe schauen darf und dann das, was da brodelt und köchelt, probiert. Mit einem feinen Glas Schaumwein, Weisswein oder Rotwein in der Hand. Unternehmungslustige Paare haben die Kitchenparty längst als Event liebevoller Zweisamkeit entdeckt.

Es war heiss und laut und eng. Die Gäste, die früher oft sehr elegant erschienen, kommen mittlerweile in praktischen Hosen und flachen Schuhen (manchmal muss man Schlange



Fast verliebt

## Schmerzensmann

Von Claudia Schumacher

**M**anche Leute sind so arm», sagt Nick mit seiner leicht kratzigen, bedeutungsschweren Stimme, «alles, was sie haben, ist Geld.» Total überwältigt von so viel originellem, systemkritischem Tief-

gang stellt Céline mit einem Kopfschütteln und einem Lächeln ihr Bierglas ab. Ihr Gesicht trieft geradezu von Eroberungsstolz.

Das ist er also: der Nick. Célines neuer Typ. Ganz offensichtlich ein Vollpfosten. Er trägt ein weites Baumwollshirt, das stilistisch irgendwo zwischen Jesus und «12 Years a Slave» zu verorten ist, dazu eine Nerdbrille. Er hat sein dichtes Haar locker nach hinten gebunden. Sein Oberkörper ist muskulös und nimmt die Form seines V-Ausschnitts auf. Der ganze Kerl scheint einem Streetwear-Katalog entsprungen zu sein. In einer Boygroup wäre er der Schüchterne. Der mit dem Geheimnis.

Nicks Lächeln ist warm, wenn nicht sogar heiss – zugegeben. Vor allem aber scheint er damit sich selbst zu wärmen. Und vielleicht noch Céline – wenn es ihm gerade passt. Denn manchmal ist Nick tagelang nicht erreichbar. Auch dem heutigen Kennenlernen in einer Bar





**Können:** Kitchenparty im «Rive Gauche».



**Kein Halten mehr:** Musiker G-K.



**Nadia Damaso, Wolf Wagschal, Karin Lanz.**

stehen), das Ganze ist längst ein spassiger Event, wo man sich in Schürzen (seit Jahren frühlinghaft lindgrün) um die Kochstellen versammelt.

DJ **Pleasure** sorgte für das, was man musikalische Häppchen nennt, der Gitarrist und Vokalist **Gee-K** sang; irgendwann gab es kein Halten mehr. Die Gäste tanzten ihre Kalorien ab. Wie immer, wenn **Wolf Wagschal** für die Gästeliste zuständig ist, waren schöne, langbeinige Frauen da: die Kochbuch-Autorin **Nadia Damaso**, Schauspielerin **Tamara Cantieni**, Cédric Schweris Ex-Geliebte **Karin Lanz**, **Tina Abegg**. Und wer fehlt auf keiner Hundsverlochete? **Clifford Lilley**, der in Zürich weltberühmte Stylist. Erstmals waren ein paar Leute dabei, die zur sogenannten Zürcher Society gehören: **Monique von Schumacher** mit ihrem Mann sowie Rechtsanwalt **Martin Stehli**, **Siro Barino** mit seiner Frau **Diane**.

Die Musik war ja ganz gut, aber leider war sie so laut, dass man sein eigenes Wort nicht verstand. Das bewies wieder einmal, dass man den Menschen nicht mehr zutraut, dass sie ein Gespräch führen können.

**N**eues gibt es auch von einem Starkoch aus St. Moritz zu berichten. **Reto Mathis**, der mit Saisonende den Kochlöffel im «Marmite» auf der Corviglia endgültig ad acta legt, machte lange ein Geheimnis daraus, wo er demnächst die Kelle schwingen wird. Mit der «Meierei», wo man Pläne hatte, wurde es nichts, und auch im «Cascade», wo er eine Zeitlang kochte, ist er nicht mehr. Jetzt *good news*: **Reto Mathis**, grosser Köhner am Herd, übernimmt das «Chantarella».

#### Im Internet

[www.schwanagerpost.com](http://www.schwanagerpost.com)

dem Meer der Lebensphilosophien im Internet fischt, unbeklatscht lässt. Manche Frauen haben in ihren Zwanzigern einen Hang zu *bad boys*. Andere zum Schmerzensmann. Aber **Céline** macht keine halben Sachen: Ihr **Nick** scheint das Beste aus beiden Welten zu vereinen. Und so, wie **Céline** kichert, ist da wohl von aussen auch rein gar nichts mehr zu machen. Die Gute ist verloren.

«Das ist selten schön», sagt **Nick** und reisst mich aus meinen Gedanken. Erschrocken sehe ich, wie er mit einem Satz auf mich zugeht und den Anhänger meiner Halskette in die Hand nimmt. «Ein Erbstück?», fragt er und schaut mich mit seinen grossen, dunklen Augen an. Ich spüre seinen entspannten, leicht kehligen Atem auf meiner Haut. Und da höre ich mich plötzlich selbst kichern, in erstaunlich hohen Tönen.



## Unten durch Feierabend

Von **Linus Reichlin**

**N**ehmen wir mal an, du hast in der überfüllten S-Bahn einen Sitzplatz, während andere stehen müssen. Das ist toll. Aber es ist dir auch ein bisschen peinlich, dass du sitzen darfst und sie stehen müssen. Es liegt ein Hauch von sozialer Ungerechtigkeit in der Luft, von Erster und Dritter Welt. Du hast es so gut auf deinem durch deine eigene Leibeswärme wohltemperierten Sitz! Die Wirbelsäule ist entlastet, die Bandscheiben können atmen, die Herzfrequenz sinkt: Dank deines Sitzplatzes erhöht sich sogar deine Lebenserwartung, während sie bei den Stehenden aufgrund höherer Blutdruckwerte abnimmt. Und schau dir an, wie steif sie dastehen, um den Fliehkräften zu trotzen! Wenn der Zug eine Kurve macht, kippen sie ein wenig zur Seite und machen ein winziges Schrittchen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Die können einem wirklich leidtun, die werden befördert wie im Sudan.

Fast möchtest du einem der Stehenden ein Geldstück in die Hand drücken – wäre da nicht ihr heimlicher Neid auf euch Sitzende. Du spürst diese Missgunst und versuchst, dir nur ja nicht ansehen zu lassen, wie sehr du das Sitzen genieusst, weil du es verdient hast. Der Sitzplatz ist dir ja nicht in den Schoss gefallen, du hast ihn nicht geerbt: Du hast ihn dir selber erarbeitet. Du hast dich auf dem Bahnsteig vor Einfahrt des Zuges an einer strategisch günstigen Stelle positioniert, so dass die Waggontür langsam auf dich zuglitt und genau vor deinen Füßen zum Stehen kam. Du warst jetzt in der Pole-Position, die jedoch verteidigt werden musste gegen Leute, die sich mit unschuldigem Gesicht an den Aussteigenden vorbei schon in den Wagen drängeln wollten, was du verhindert hast, indem du sie am Ärmel festgehalten und gesagt hast: «He Sie, ich bin gehbehindert und muss mich dringend setzen!» Am Schluss warst du als Erster im Waggon, es wimmelte noch von freien Sitzplätzen. Du fühltest dich wie eine Leitkuh, die morgens um fünf als Erste der Herde auf die leere Weide kommt. Die Cleverness, mit der du fast jeden Tag einen Sitzplatz ergatterst, könnte dich zur Überheblichkeit verführen. Doch dieser Gefahr begegnet

»» Fortsetzung auf Seite 64

(die nur Bio-Bier ausschenkt und sich ebenso im Toilettenbereich der Zucht von Bio-Kulturen verschrieben hat) war eine langwierige Anbahnung vorausgegangen. Ein *meet-and-greet* mit einem Mann wie **Nick**, der für jedes neue Facebook-Profilbild mindestens 140 Likes kassiert, will eben erkämpft werden. «Oft geht es ihm auch nicht so gut», hat mir **Céline** entschuldigend erklärt. Ich vermute, es liegt daran, dass **Nick** so viel Seele hat.

**Céline**, eigentlich eine gewitzte Journalistin, wird neben **Nick** zur Cheerleaderin. In den Monaten seit sie mit ihrem Kollegen aus der Sportredaktion zusammen ist, scheint sie eine Art Intelligenzdiät gemacht zu haben. Es gibt **Céline** jetzt nur noch in zwei Varianten: die unkontrolliert kichernde **Céline**, die wie ein paarungsbereiter Pavian klingt. Und die Ja-sager-**Céline**, die keine von **Nicks** Binsenweisheiten, die er vermutlich stündlich frisch aus

»» Fortsetzung von Seite 63

du mit der Devise *place oblige*: Ein Sitzplatz verpflichtet zu sozialem Engagement. Wenn beispielsweise ein altes Mütterchen in der S-Bahn stünde, auf seinen krummen Gehstock gestützt, ja dann würdest du aufstehen und sagen: «Wenn ich einmal so alt bin wie Sie, Madame, werde ich froh sein, wenn auch mir ein so hilfsbereiter Mensch wie ich seinen Platz überlässt.» Aber das würdest du nur tun, wenn die Anciennität es geböte, wenn du also im Waggon der Jüngste wärst, der sitzt. Da du aber in der S-Bahn schon seit Jahren nie der Jüngste bist, reicht es dir, zu wissen, dass du altruistisch wärst, wenn es erforderlich wäre.

Ja, und nun fährt der Zug also in Richtung Feierabend, und du bemerkst, dass die Fahrgäste nur mit Angehörigen ihrer eigenen Kaste sprechen: Sitzende reden mit Sitzenden und Stehende mit Stehenden. Würde der Zug ohne Halt ein Jahr lang weiterfahren, würden schon nach einem Monat manche der Fahrgäste eine Heirat zwischen einem Stehenden und einer Sitzenden verdammen, und andere würden sie übertrieben toll finden. Die Menschen neigen einfach zur Bildung unversöhnlicher Lager. Als du kürzlich einmal Angst bekamst, wegen des langen Sitzens eine Thrombose zu kriegen, und du dir kurz die Beine vertreten wolltest, hast du natürlich nicht einen Stehenden gebeten, dir den Platz frei zu halten, sondern einen Sitzenden. Stehenden kann man nämlich nicht trauen, wenn es um Sitzplätze geht. Ja, und dann nähert sich die S-Bahn deiner Station. Du stehst auf, und sofort kommt Leben in die Gesichter der im Mittelgang Stehenden: Einer von ihnen wird gleich das grosse Los ziehen. Auf dich aber wartet ein neuer Sitzplatz, der allerdings weniger Anlass zu philosophischen Überlegungen gibt: dein Sessel vor der Glotze.

Linus Reichlin ist Schriftsteller und lebt in Berlin.



## Wein

# Der Aufstieg des Languedoc

Von Peter Rüedi

Das Languedoc ist ein weites Land, und die Geschichte seiner Appellationen ist manchem seiner potenziellen Liebhaber ein Buch mit sieben Siegeln. Man muss sich regelrecht ins Bewusstsein rufen, wie wenig weit die Zeiten zurückliegen, als zwischen der Rhonemündung und der spanischen Grenze respektive der sich dazwischen erstreckenden Küstenebene weinmässig ein Meer des Vergessens lag. Eine Zone des Massenweins, des Vin de Pays, der im Fass oder bestenfalls in der Literflasche den Weg auf die *zincs* der Bars und Bistros von Paris fand und, meist gnädig unterkühlt, im Ballon von Kommissar Maigret und seinen Kunden mehr geschüttet als getrunken wurde. Weine zu keinem anderen Zweck, als den Durst zu löschen, auf dem Bau und in den Stunden nach Feierabend.

Aus dem Languedoc wurde die Appellation Coteaux du Languedoc und endlich wieder die AOC Languedoc. Allerdings suchten zahlreiche kleine Unterregionen sich von dem grossen Sammelbegriff abzugrenzen und die Spezialität, die sie unerkannt teilweise schon früher waren, auch auf der Etikette zu mani-

festieren. Eine der jüngsten autonomen Appellationen ist seit 2014 die im nördlichen Zipfel des Riesengebiets, in den die Ebene begrenzenden Hügeln gelegene AOC Terrasses du Larzac, früher bekannt als St Jean de la Blaquière. Ein bisschen viel Lokalgeografie, Pardon. Aber an der zunehmenden Fokussierung des Standorts lässt sich auch und gerade im Languedoc der Wandel von der Massen- zur Qualitätsproduktion ablesen.

## Kein önologischer Sauglattismus

Die Stilhöhe etwa, welche Béatrice und Sébastien Fillon auf den 15 Parzellen von insgesamt 12 Hektaren mit ihren auf 150 bis 250 Metern über Meer gelegenen Reben schaffen, ist erstaunlich. Nimmt sich bescheiden aus, aber auf den unterschiedlichen Böden der Larzac-Terrassen (kiesiger Kalk, Sandstein und *ruffes* genannte Terrains aus eisenoxydhaltigem Schiefer vulkanischen Ursprungs) machen die paar Meter die Eleganz aus. Das Resultat ist eine kräftige, südliche Assemblage aus Vieux Carignan, Grenache und Syrah: intensive Nase mit schwarzen Kirschen, Noten von Kaffee, Gewürzen, Zeder und Eukalyptus. Voll am Gaumen, aber auch von eleganter Frische. Feine Tannine, doch der jugendliche Charakter dieses Dreizehners macht ein bisschen Dekantieren dennoch ratsam. Sein ausgefallener Name «L'Humeur Vagabonde» ist im Übrigen vom Titel einer Radiosendung inspiriert.

Damit ist aber Schluss mit Scherzen. Der Wein ist beschwingt, vielleicht sogar verspielt, aber keineswegs önologischer Sauglattismus. Vielmehr ein Musterbeispiel für den Aufstieg des Languedoc in die Kategorie der ernsthaften Weine.

Domaine Le Clos du Serres L'Humeur Vagabonde  
Terrasses du Larzac AOC 2013. 14%. Divo, Penthalaz.  
Fr. 28.–. www.divo.ch

DIE  WELTWOCH

# Vielfalt, die begeistert.



Jetzt bestellen!

[www.weltwoche.ch/probeabo](http://www.weltwoche.ch/probeabo)

Telefon 043 444 57 01







Auto

## Bitte recht freundlich

Beim Kia Optima GT bekommt man für sein Geld einen gutgemachten Kombi mit umfassendem Rundum-sorglos-Paket. *Von David Schnapp*

**F**reundlich» ist das Wort, das mir einfällt, wenn ich mich jeweils in meinen Kia-Testwagen setze. Von aussen wirkt er schnittig-elegant, von innen einfach durchweg angenehm. Die vielen Schalter für sehr viele Funktionen, Komfort- und Sicherheitseinrichtungen, die im Kaufpreis alle inbegriffen sind, gruppieren sich schön symmetrisch am Lenkrad, um den Automatikwahlhebel oder in der Mittelkonsole – und zeigen, was der Kia alles hat. Selbst die Werkstoffe, aus denen

Schalter, Tasten et cetera gebaut sind, wirken sorgfältig ausgesucht.

Kurz: Alles, was der Kia Niro vor kurzem an dieser Stelle (*Weltwoche* Nr.7/17) an Lob bekommen hat, gilt auch für den Optima, den ich nun fahre. Während das Hybrid-Auto Niro ein gutgemachtes Auto für die linke Hirnhälfte, den Sitz der menschlichen Vernunft, ist, spricht der Optima Gefühle und Instinkt noch etwas stärker an – vor allem in der Variante als Kombi GT mit seinem sportlich ausgelegten Fahrwerk und dem hellwachen 2-Liter-Turbo-Benzinmotor.

### Wie Ferien

Der Kia Optima muss sich unter anderem mit Konkurrenz aus dem VW-Konzern messen: dem Skoda Superb etwa, der ähnlich gut ausgestattet, aber schnell mehrere tausend Franken teurer ausfällt. Auf etwa gleich viel kommt ein vergleichbarer Seat Leon ST Cupra zu stehen, der dann sogar noch einige PS mehr hat – 300 statt 245 wie der Kia. Dessen grösster Nachteil ist vermutlich das Fehlen einer Allrad-Variante, was Skoda und Seat bieten. Bei Kia gibt es ausser

Frontantrieb dafür einmalige sieben Jahre oder 150 000 Kilometer Fahrzeug- und Mobilitäts-garantie, und es gibt dieses Rundum-sorglos-Paket, in dem alles inbegriffen ist, was das Autofahren heute angenehm und sicher macht: Die Sitze etwa sind kühl- und heizbar, der Zugang ist schlüssellos, und der Kofferraum öffnet mit einer Bewegung des Fusses unter dem Heckstossfänger automatisch. Für entspanntes Dahingleiten auf der Autobahn sorgen weiter Abstandstempomat und Spurhalte-Assistent. Es geht beim Kia aber um mehr als bloss viel Technik fürs Geld. Es geht vielmehr um das Gefühl, dass die Leute, die sich den Optima ausgedacht haben, immer jene Leute im Blick hatten, die ihn später mal als ihr mobiles Zuhause ansehen würden. Die bekommen klug platzierte Ablagefächer, verschiedene Stromanschlüsse oder ein gutorganisiertes Gepäckabteil (552 bis 1686 Liter Volumen) mit Fixierungseinrichtung und Befestigungshaken für Einkaufstaschen.

Mit einem Druck auf die Taste «Drive Mode» springt das Auto vom Eco- in den Sport-Modus, der Motor klingt nun satt und kernig, das Fahrwerk wirkt noch einen Tick straffer, und lustig beschleunigt der Kia auf bis zu 232 Kilometer pro Stunde, wo dann die erwähnten Instinkte des Fahrers auf der rechten Hirnseite angenehm berührt werden. Nun, ist der Optima wie ein All-inclusive-Ferienarrangement, das zur vollen Zufriedenheit der Familie zu Ende gegangen ist.

### Kia Optima SW 2.0 T-GDi

Leistung: 245 PS/180 kW, Hubraum: 1998 ccm  
Höchstgeschwindigkeit: 232 km/h  
Preis: Fr. 45 950.–



## Darf man das?

Leser fragen, die *Weltwoche* antwortet



Darf man aus nichtreligiösen Gründen einer erkälteten Arbeitskollegin den Handschlag verweigern? *Lilian Kuster, Aeschi*

Würde Ihre Arbeitskollegin hinter einem Gebüsch hervortreten und sich die Hände am nächsten Baumstamm putzen, gäbe es wohl keinen Grund, ihr gleich die Hand zu geben. Sollte sie unter hygienisch einfacheren Bedingungen in die rechte Hand statt in die Armbeuge gehustet haben, ist das genauso eklig. Verweigern Sie ruhig den Handschlag, ausser Sie möchten Freud und Leid mit ihr teilen.

*Beda Stadler, em. Professor für Immunologie*

Ihre Fragen zum modernen Leben mailen Sie uns bitte an [darfmandas@weltwoche.ch](mailto:darfmandas@weltwoche.ch). Oder schreiben Sie an Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich. Jede veröffentlichte Zuschrift wird mit einem *Weltwoche*-Abonnement honoriert. Nicht veröffentlichte Fragen können nicht beantwortet werden.

## Leserbriefe

«Die *Weltwoche* als Fake-Magazin ist mal etwas Neues.»

*Urs Guggisberg*

### Suggestierte Fahnenstange

Nr. 10 – «Der erste Schweizer»;  
Die *Weltwoche* über Niklaus von Flüe

Die *Weltwoche* als Fake-Magazin ist mal etwas Neues: Das Titelbild der letzten Ausgabe zeigt Bruder Klaus mit Wanderstab und nicht – wie uns suggeriert werden soll – mit Fahnenstange. Die gezeigte Fahne ist erst seit 12. Dezember 1889 die offizielle Landesflagge. Na ja, Sie sollten mit kritischen Lesern rechnen.

*Urs Guggisberg, Uetikon am See*

### Hedonistische Ära

Nr. 9 – «Nicht seriös»;  
Beat Gygi über die Altersrente

Das Kompromissgerangel, das sich unser Parlament um die Altersrente leistet, ist ein pitoyables Trauerspiel. Auf Dauer – und nicht, wie ach so hochgelobt, bloss für die nächsten fünfzehn Jahre – gibt es nur eine vernünftige Lösung: länger arbeiten. Berechtigte Ausnahmen vorbehalten. Als die AHV 1948 eingeführt wurde, betrug die durchschnittliche Lebenserwartung 69 Jahre, es blieb ein Rentenalter von vier Jahren. Heute, in unserer hedonistischen Ära mit der 40-Stunden-Woche, beträgt sie über 85 Jahre. Rechne. *Alfred Wettstein, Zollikerberg*

### Licht und Schatten

Nr. 9 – «Zu hart am Wind»; Alex Reichmuth über SVP-Nationalrat Andreas Glarner

Andreas Glarner's erfolgreicher Aufstieg in den Nationalrat und in die Parteileitung passt dem Autor wohl nicht in den Kram. Der Bericht scheint aus Neid, Missgunst oder sonstigen niederen Instinkten abgefasst zu sein. Es wird alles verdreht, aus dem Zusammenhang gerissen und schlechtgeschrieben. Dabei hat der «Mann aus der Bronx» (*Weltwoche* Nr. 25/16) einen Leistungsausweis, der seinesgleichen sucht. Wo viel Licht ist, gibt's auch Schatten. Fairer Journalismus geht anders. *Patrick Fischer, Bremgarten*

### Ohne Hoffnung auf Auferstehung

Nr. 9 – «Frau und Mann»;  
Bibel-Kolumne von Peter Ruch

Der moderne Mensch, zutiefst materialistisch, geistig debil und ohne jede spirituelle Orientierung, verliert sich im Nichts, verschwindet in der grauen Masse, ohne Hoffnung auf Auferstehung zum ewigen Leben. Die Uno untersteht einem luziferischen Leitprinzip (Gender-Ideologie). Die freiheitsliebende Schweiz sollte aus diesem unheilbringenden, schwefeldunstigen Klub austreten. *Christine Bär, Hünibach*

### Man kennt sich

Nr. 9 – «Kungeln auf Lebenszeit»; Rémy Wyssmann über das Solothurner Machtkartell

Der Autor hat recht, die Solothurner Regierungsräte tun sich nicht weh untereinander. Nebst der erwähnten Anwaltskammer, bei der es sich um eine Verwaltungsbehörde handelt, sehe ich dies analog bei der sogenannten Gerichtsverwaltungskommission, die vor etwa zwölf Jahren ins Leben gerufen worden ist. Auch hier kennt man sich, ist befreundet mit Richtern, die man zu beurteilen und zu kontrollieren hat. *André Müller, Basel*

### Nuancen ignoriert

Nr. 10 – «Glasklares Nein?»; «Einspruch» von SP-Nationalrat Tim Guldemann

Als krampfhafter Versuch einer Art Retourkutsche für die in der vorherigen Nummer aufgelisteten Lügen und Falschaussagen einiger Schweizer Politiker oder Mandatsträger wirkt der «Einspruch» von Tim Guldemann eher peinlich. Wer die umständliche und verklausulierte Stellungnahme von EU-Kommissionspräsident Jean-Claude Juncker mit deren – zugegeben sehr verkürzten – Wiedergabe Roger Köppl's im Parlament inhaltlich (!) vergleicht, kann nun wirklich keine Lüge feststellen. Es stimmt mich hingegen nachdenklich, dass jemand, der diese Nuancen einfach ignoriert, jahrelang in «diplomatischer Mission» unterwegs sein konnte. *Arno Müller, Kappel*

### Mit der grossen Kelle

Nr. 9 – «Ruinöse Geschenke»; Pierre Heumann zu Europas Flüchtlingspolitik

Es ist für mich schon seit langem schleierhaft, wie der gesamte Westen bezüglich «Entwicklungshilfe» so naiv oder, weniger charmant ausgedrückt, so strohdumm sein kann. Das viele Geld verschwindet in den Taschen irgendwelcher dubioser Regierungschefs. Man müsste das Geld begleiten und seine Verwendung überwachen. Mich ärgert es, dass bei uns in allen Bereichen gespart wird, unseren Sozialwerken geht es mies. Bei der völlig falsch aufgestellten Entwicklungshilfe wird jedoch mit der grossen Kelle angerührt. *Urs Meili, Oltingen*

### Leserbriefe

Wir freuen uns über Ihre Zuschriften. Je kürzer Ihr Brief, desto grösser die Chance, dass er veröffentlicht wird. Die Redaktion behält sich vor, Kürzungen vorzunehmen.

Postadresse: Redaktion *Weltwoche*, Förrlibuckstrasse 70, Postfach, 8021 Zürich.

E-Mail: [leserbriefe@weltwoche.ch](mailto:leserbriefe@weltwoche.ch).



	1	2	3	4	5	6	7	8	9	10	11
12					13	14		15		16	
17					18			19			
		20		21						22	
23	24					25			26		
				27	28		29				
30		31	32			33					
	34				35	36		37		38	
39				40				41			
42					43		44				
		45					46				
47						48			49		

--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--	--

**Lösungswort** — Richtig verliebte Vögel

Die rosa eingefärbten Felder ergeben waagrecht fortlaufend das gesuchte Lösungswort.

**Waagrecht** — 1 Der Vorgang eines Geschehens sieht so aus. 7 Bei angedrohter Straftat kann sie auch verkürzt angeordnet werden. 12 Der berühmte einer Rede Martin Luther Kings. 13 So eine Art deutsches Pendant des TCS. 16 Verschieden ist in Griechenland vieles, und hier auch anders. 17 Südsudan: Fluss und Ort. 18 Jener, der 1975 übers Kuckucksnest flog. 20 Sie generiert Angebot und Nachfrage. 22 Zu ihm hat das Bewusstsein keinen direkten Zugang. 23 Ertönt in Schweden zwischen Glas heben und trinken. 25 Basler kennen sie als Röppli. 27 Schweizer Unternehmen: traditionell, originell, artistisch. 29 Ein Bequemer mit etwas gebeugtem Rücken. 30 Bestellen, wie es Bauern machen. 33 Nicht die heilige Johanna, sondern die erfolversprechende Tennisspielerin. 34 Sie wie er: flott und frech. 35 Muslims wie Christen bekannte Formel. 37 Das Sein, wie es auch Philosoph B.-H. Lévy sieht. 39 Ein Fell vom Lamm, Stichwort Karakul. 41 Mögliche Fortsetzung eines unterbrochenen Gedankengangs. 42 Die kleine Bärin stammt aus Graubünden. 43 Er ist bei uns versichert – immerhin. 45 Der Prophet Bileam und seine sehende ... . 46 Odins Begleiter: Geri, der Gierige und er, der Gefräßige. 47 Solches Aging soll die Jugend verlängern. 48 Sie ist in finanzieller Hinsicht nicht erwünscht. 49 Im Berner Seeland, dort im Grossen Moos.

**Senkrecht** — 1 Die Arche (Noah) aus britischer Sicht. 2 Figur, angelsächsisch und mittelalterlich. 3 So geartet dann ziemlich anfällig. 4 Bei der Liebe verpasst er das Ziel nie. 5 Sie passen zu ausgelassenen Massen. 6 Für die Geschwindigkeit, mit ihm in Kürze ohne Schwierigkeit. 8 Wo Leute immer wieder warten. 9 Drückt Vor-, oder Nachzeitigkeit aus. 10 Pan und seine siebenröhrige. 11 Diese Mandel wird nicht gegessen. 12 Ob der Satz kausal oder final, eingeleitet wird er so. 14 Sie wiegen viel mehr als der Durchschnitt. 15 Das Lied könnte von Edith Piaf sein. 19 Man gibt sich gerne so - ist es dann aber oft nicht. 21 Sie sind formbar und bearbeitet dann oft kostbar. 24 Einst indischer Fürstenstaat, heute Distrikt. 26 Für jene, die Griechenland, Joghurt und Gurken mögen. 27 Für Deutsche die Tochter des Onkels. 28 Für Philosophen nichtig, für Laien unwichtig. 31 Bundesrat, nur: welcher? 32 Der Hl. Franz und sein Geburtsort. 33 Er gehört einfach zum Obst, man denke an Apfel oder Birne. 36 Possessiv und in der Mehrzahl, zum Egoisten passend. 38 Mit ihm begann das Zeitalter der modernen Plastik. 39 Die scheue Katze verspeist gerne auch mal Hirsche. 40 Sie halten sich gern am Grund von Gewässern auf. 41 Der Schweizer Fluss mit Gletscher und Tal als Namensvetter. 44 Stuttgart, wie es Fussballfans gefällt.

© Fritz Müller - Rätselfactory AG

**Lösung zum Denkanstoss Nr. 508**

D	O	L	E	S	E	N	L	A	U	B	E		
O	S	T	I	A	P	L	U	S	U	V	E	K	
K	E	R	N	K	R	A	F	T	S	T	E	L	E
U	R	A	L	T	D	I	E	B	S	A	A	L	
V	A	A	L	E	E	H	C	G					
P	E	P	I	T	A	Y	K	A	H	M	C		
A	R	I	D	O	R	A	K	E	L	O	B	I	
N	N	I	L	E	R	I	S	A	L	U	E		
E	G	G	E	A	N	D	E	N	K	I	E	L	
L	A	U	G	E	N	M	A	S	T	E	R		
S	T	I	L	L	E	G	E	N	E	R	G	O	
E	N	I	F	R	A	N	N	E	E				

**Waagrecht** — 3 LESEN 7 LAUBE (auch Karpfenfisch) 12 OSTIA 15 PLUS 16 UVEK (Eidg. Dep. f. Umwelt, Verkehr, Energie und Kommunikation; ARE ist Bundesamt f. Raumentwicklung) 17 KERNKRAFT 18 STELE (richtig: Stelle) 19 URALT 20 DIEB 22 SAAL 23 AALE 25 EHC 27 PEPITA 30 KAHM 33 ARID 34 ORAKEL 37 OBI 39 ILERI (Atilay, Anwalt u. Pionier im Patientenrecht) 40 SALUE 42 EGGE 45 ANDEN 47 KIEL 48 LAUGE (alkalische Lösung) 50 MASTER 51 STILLEGEN 52 ERGO (Goer) 53 ENIF (fein) 54 ANNEE (= franz. année, weibl. im Gegensatz zu an, männl.)

**Senkrecht** — 1 DOKU 2 OTRA 3 LAKTAT 4 SPATTE (engl. f. Spaten) 5 ELFI (schweiz.-dt. f. elf) 6 NUTE 8 AUTSCH 9 UVEA 10 BELAG 11 EKEL 13 SERVER (Aufschläger im Tennis) 14 INLAID 21 BEKE (Nebenfluss der Lippe in Nordrhein-Westfalen) 24 LAOLA 26 HALS 27 PANELS 28 PINGUIN 29 YARD (angloamerik. Mass, entspricht 3 Fuss) 31 MOLIÈRE 32 CIEL (franz f. Himmel) 35 RENNER 36 KIEME 38 BUERGE 41 AKTEN 43 GATE 44 EGLI 46 NANA (na na) 49 ELF

**Lösungswort** — DEKLAMATION



EMS – Innovativ, weltweit erfolgreich in den Geschäftsbereichen Hochleistungspolymere Spezialchemikalien



# Der typische Anleger verändert sich.

Bis 2021 wollen wir einer Million Frauen mehr Selbstvertrauen in Finanzfragen geben. Erfahren Sie mehr über unser Engagement: [ubs.com/unique](https://ubs.com/unique) #changingfaceofwealth